Großes

Inſtrumental=

und

Vokal-

Concert.

Eine muſikaliſche Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Achtes Bändchen.

Stuttgart, 1841.

Franz Heinrich Köhler.

B. Sandb. 549 (8

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G 76/1330

Digitized by Google

Bibliothek

des

Frohſinns.

Neue Folge.

II^te Section.

Inſtrumental- und Vokal-Concert.

Achtes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Digitized by Google

Großes
Inſtrumental-
und
Vokal-Concert.

Eine muſikaliſche Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Achtes Bändchen.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1841.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſter Ausflug eines Virtuoſen.

Von Rochlitz.

Sechs Gulden Reichsgeld und eben ſo viel Empfehlungsbriefe in der Taſche, Muth, aus Bewußtſeyn, ich leiſte etwas, im Herzen, auch, wie ich glaubte, Menſchenkenntniß vollauf, aus Knigge's Umgang mit Menſchen, im Kopfe — wie hätte ich zweifeln können, ich werde mich mit beſtem Erfolg durch die Welt ſchlagen? Auf dem Luſtſchloß unſers Herzogs, wo ſich dieſer des Sommers aufhält, ſollte ich mein erſtes Probeſtück ablegen.

Ich trat in's Wirthshaus und kleidete mich nach Vermögen. So wanderte ich wohlgemuth in den herrlichen Park. Ein ſchöner, begeiſternder Junius-Vormittag! Das erſte Lebendige, was ich entdeckte, war ein Herr, in etwas unſcheinbarem blauem Oberrocke. Er ſaß auf der Bank unter einer blühenden Linde, und las.

Ich redete ihn an: Vergebung, mein Herr, daß ich Sie ſtöre!

Er ſah flüchtig an mir hinauf, und erwiederte nichts.

Können Sie mir nicht ſagen, wo ich den Herrn Kammerherrn von U. finde?

Dort, im linken Flügel des Schloſſes! antwortete er kurz, nicht eben höflich, und kaum von ſeinem Buche aufblickend.

Iſt er jetzt zu ſprechen?

Das weiß ich nicht. —

Das Benehmen des Mannes mißfiel mir; es verdroß mich. Ich fuhr daher nicht ohne Nachdruck fort: Ich habe einen Empfehlungsbrief an den Herrn Kammerherrn; er ſoll mich Seiner Durchlaucht, dem Herzog, vorſtellen, und das, wo möglich, noch heute!

Meine Abſicht ſchien erreicht: der Mann ſah mich nun etwas achtſamer an, und fragte: Was wollen Sie beim Herzog?

Aha! dacht' ich, nun iſt die Reihe an mir, hohe Saiten aufzuziehen. Nichts weiter, verſetzte ich, als, ihm Vergnügen machen.

Wie das?

Mit meiner Kunſt und meines berühmten Lehrers Compoſitionen.

Sie ſind ein reiſender Muſikus?

Ich ſchmeichle mir, Tonkünſtler zu ſeyn.

Wie heißen Sie? Wo ſind Sie her?

Ich ſagte Beides, und ſetzte hinzu: Wenn Sie die Muſik lieben, mein Herr, ſo iſt Ihnen mein Name von Seiten meines Vaters gewiß nicht ganz unbekannt.

Ich hab' ihn nie gehört. —

Das war mir denn doch zu ſtark für ſolch einen Herrn im blauen Oberrock! Nun, hoffentlich kennen Sie Se. Durchlaucht, erwiederte ich; wenn es nämlich wahr iſt, was man ſagt, daß dieſer Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften auch die Tonkunſt ſeines Wohlwollens würdigt.

Digitized by Google

Eben ging ein Bedienter vorbei — zum Glück des Herrn; denn er würde ſonſt noch manches nachdrückliche Wort zu hören bekommen haben. Er winkte dem Bedienten, ſagte ihm etwas beiſeits, und ſchloß dann, gegen mich gewandt, und das Buch wieder aufnehmend: Der wird Sie zum Kammerherrn bringen! —

Etwas verſtimmt wanderte ich dem Burſchen nach, und manche ſtrafende Stelle aus meinem Knigge über „das Leben an Höfen und mit Höflingen“ fiel mir ein. Darüber waren wir ins Schloß gekommen, deſſen Pracht und Schmuck mich ein wenig verwirren wollte.

Wir ſtiegen die Treppe hinauf. Der Bediente trat in ein Zimmer, kam ſogleich zurück, öffnete mir die Thür, und ging ſeiner Wege.

Ich fand in dem großen, glänzenden Zimmer einen ſchön gekleideten Herrn, der mir entgegen kam. Nicht ohne Verlegenheit — es ging mir hier Alles ſo Schlag auf Schlag — nicht ohne Verlegenheit begann ich, indem ich meinen Brief hervorzog: Hochzuverehrender Herr Kammerherr ...

Der bin ich nicht, fiel der Herr ein, und lächelte auf eine gewiſſe, mir jetzt noch unerklärliche Weiſe. Noch verlegner fuhr ich fort: Ich ſollte doch dem Herrn Kammerherrn hier aufzuwarten die Ehre haben —

Ganz recht; er iſt nur ſpazieren gegangen. Laſſen Sie ſich's einen Augenblick mit mir gefallen.

Mit größtem Vergnügen, erwiederte ich, und kaum war das Wort über die Lippen, als mir das Blatt ſchoß, und mir beifiel, was ich bei Knigge über „das aushorchende, meiſt menſchenverachtende Incognito der Großen“ geleſen hatte. Himmel, wenn es Se. Durchlaucht ſelbſt wären! — Ja, ja; dieſes zu Hauſe ſeyn

in ſo glänzender Umgebung, dieſes nicht zu verkennende Selbſtgefühl, dieſe Leichtigkeit in vornehm-gefälliger Bewegung, und dies Lächeln, dies eigene Lächeln... Er iſt es; und wahrhaftig, er ſoll ſeinen Mann an dir finden! Verborgen will er ſeyn? Gut! Er bilde ſich ein, er ſey es! Du haſt dabei die ſchönſte Gelegenheit, ihm Dinge von Gewicht zu ſagen, wie du ſonſt kaum wagteſt!

Ich komme mit den ſchönſten Erwartungen zu dieſem berühmten Muſenſitz, begann ich, und raffte mich zuſammen.

Spannen Sie dieſelben nicht zu hoch, antwortete er; das Syſtem verlangt jetzt Oekonomie.

O Gott, rief ich aus, daran denk' ich nicht! Ich werde meinen verehrten Landesvater ſehen; ich werde ihn durch meine Kunſt erheitern: ich werde manch weiſes, vielleicht auch ein gnadenvolles Wort aus ſeinem Munde vernehmen, und dann, durch alles dies erhoben und innerlich erquickt, hinausziehen in die weite Welt, die mir fremd iſt, der ich fremd bin, und die oft das Beſte, das Einzige, was ich ihr ſeyn und leiſten kann, kaum wird ſchätzen, ja kaum empfangen wollen —

Hier ſtockte mein Mund, denn mein Gefühl ſtockte. Ich hatte dieſe Worte gewiß mit Innigkeit geſprochen — ich empfand ſie ja ſo: aber das Auge meines Zuhörers, ungeachtet es unverrückt auf mich gerichtet war, verrieth doch auch ſo gar nichts von Theilnahme an dem, was ich ſagte; es ſchien eher eine bewußtloſe Zerſtreuung, einige Geiſtesabweſenheit zu verrathen. Freilich mag ihm oft vorgelogen worden ſeyn, was dir jetzt aus tiefſter Seele quillt! So dacht' ich traurig, und es entſtand eine kleine Pauſe. Dieſe brachte den Herrn wieder zu ſich.

Sie... Sie ſind alſo ein Virtuos? begann er.

Ich hoffe, es zu werden! war meine Antwort.

Nun — ich ſpielte ſonſt auch ein ziemlich gutes Klavier...

Dieſer höchſtunkünſtleriſche Ausdruck machte mich zwar ſtutzen: indeß — „an deutſchen Höfen ſpricht man ſchlecht,“ fiel mir aus Knigge ein, und ſo beruhigte ich mich, während der Herr, nachdem er langſam Tabak genommen, hinzuſetzte: Leider hab' ich's nur nicht fortgeſetzt. Ich kam zu früh in die Geſchäfte, und iſt man einmal auf ſeinem Poſten, ſo fehlt's an Zeit, wohl auch an Laune —

Nicht ohne Gewicht erwiederte ich: Gleichwohl ſcheint eben da die Kunſt, ja die eigene Kunſtübung, deſto wohlthätiger zu werden. Wo kann der ewig angeſtrengte Geiſt der Hochgeſtellten immer neuen Schwung, wo das endlich ermattende Herz immer neue Kraft hernehmen, wenn nicht eben jene Himmelstochter, die Kunſt, ins Mittel tritt?

Das iſt ſehr wahr — gewiſſermaßen! verſetzte der Herr. Ich hatte nun aber nicht viel Luſt zum Klavier. Den Generalbaß hätt' ich lernen mögen. Dazu fehlte Gelegenheit. Noch jetzt ſeh' ich mit Vergnügen zu, wenn dieſen der ernſthafte Rieſe in unſerm Orcheſter ſtreicht. Schade, daß die Kapelle nicht hier iſt! Der Mann würde auch Ihnen gefallen —

Ich traute meinen Ohren kaum; da ſetzte der Herr ſchnell hinzu: Aber da kommen der Herr Kammerherr, und im Geſpräch mit Sr. Durchlaucht!

Wie? Wo? Wer? ſtammelte ich.

Nun dort! rief er und deutete hinab. Geben Sie mir den Brief!

Ich beſchwöre Sie: da — der? der Herr im blauen Oberrocke —?

Nun ja: ſind Serenissimus, Se. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr. Vielleicht geruhen Dieſelben mit heraufzuſpazieren. Dann nützen Sie den Augenblick, will ich gerathen haben.

Damit eilte er hinaus. Ich ſtand da wie vernichtet; da wurde die Thür, eben von jenem meinem Gönner, aufgeriſſen, und der Kammerherr rauſchte herein — zum Glück allein. Nur der Freund des Generalbaſſes folgte, und ward mit einem: „die Chokolade!" wieder hinausgefördert.

Der Kammerherr hatte mein Empfehlungsſchreiben in der Hand, warf einen Blick hinein, und dann einen zweiten auf meine Jammergeſtalt. Mit freundlichem Erbarmen begann er: Sie ſind mir beſtens empfohlen. Es ſoll mir angenehm ſeyn, mich Ihnen gefällig zu beweiſen.

Bei dieſer Miene, bei dieſen Worten, bemächtigte ſich meiner eine nur aus dem Vorhergegangenen erklärliche, wahrhaft dumme Rührung, die mir das Waſſer in die Augen trieb, aber kein Wort über die Lippen ließ. Ich bückte mich alſo nur einmal über das andere. Mit noch mehr erbarmender Güte fuhr der Kammerherr fort: Seine Durchlaucht haben bloß Quartettmuſik hier, lieben aber vorzüglich Geſang beim Klavier. Wenn Sie ſie zu hören geruhen, ſo — genirt Sie das doch nicht?

Nein! war Alles, was ich herausbrachte.

Sie beſitzen auch einige noch ungedruckte Muſik von Mozart, ſchreibt mir mein Freund. Sind's Geſänge?

Ja!

Haben Sie ſie bei ſich?

Er meinte wohl: auf der Reiſe; ich verſtand's aber gar zu wörtlich, fuhr in die Taſche und langte mein Schreibtäfelchen heraus. (Mozart war nämlich eben damals an die hohe Tagesordnung gekommen; denn ſeit einem halbem Jahre lag er im Grabe.) Ich ſagte: Hier ſind z. B. zwei kleine, aber wunderſchöne Lieder, die der göttliche Meiſter auf ſeiner letzten Durchreiſe für eine Freundin ſchrieb.

Ich reichte ſie hin; es waren dieſelben, die ſpäter in das fünfte Heft der Mozart'ſchen Werke, Leipzig, bei Breitkopf und Härtel, S. 8 u. ff., aufgenommen worden ſind. Der Kammerherr warf einen Blick darauf, reichte ſie mir wieder — indem kam jener, mir nun unausſprechlich fatale Patron zurück und brachte zwei Taſſen Chokolade. Eine freundliche Wendung des Kammerherrn gegen mich: Himmel, ich mußte wirklich die eine ergreifen! Aber, weit entfernt, vor innerer Bewegung trinken zu können, vermochte ich kaum mit zitternden Händen ſie feſtzuhalten, und dankte Gott, als ich, nahe an einem marmormen Pfeilertiſche ſtehend, ſie mit Ehren los werden konnte. Der Kammerherr, hierauf nicht achtend, genoß ſeinen Theil; dann begann er: Wie wär' es, wenn Sie mich dieſe Lieder gleich jetzt hören ließen? Er öffnete das Pianoforte. „Iſt's gefällig?"

Das war Balſam auf meine Wunden. — Einige Griffe auf dem Inſtrumente: es war gut und auch rein in der Stimmung. Ich ſpielte denn, und die gewaltſame Bewegung meines Innern hatte ihren Ableiter; ſie ſchien durch meine Fingerſpitzen zu ſtrömen. Ich fühlte, ich ſpiele nicht ſchlecht; das hob und ſtärkte mich; nun ſpielt' ich beſſer und feuriger. Endlich machte ich einen mildern Uebergang, wie ihn das erſte jener Lieder ver-

langte, und begann jetzt mit befreiter Bruſt das von Felix Weiſe gedichtete kleine Stück: Zufriedenheit. Kaum hatte ich den Geſang begonnen, ſo wurde die zweite Thür des Zimmers halb geöffnet. Ich ſchielte über das Blatt ins zweite Gemach; da ſaß eine wunderſchöne, junge Dame auf dem Sopha, und neben ihr Serenissimus leibhaftig. O jetzt, da ich durch meine Kunſt gehoben und in ihr glücklich war, jetzt ſtörte mich das nicht im Geringſten! Ich ſang nur noch inniger, und bemühte mich, noch deutlicher auszuſprechen. So mißlang mir keineswegs die erſte Strophe:

Wie ſanft, wie ruhig fühl' ich hier
Des Lebens Freuden ohne Sorgen!
Und ſonder Ahnung leuchtet mir
Willkommen jeder Morgen —

die zweite Strophe:

Mein frohes, mein zufriednes Herz
Tanzt nach der Melodie der Haine;
Und angenehm iſt ſelbſt der Schmerz,
Wenn ich vor Liebe weine —

dieſe gelang mir noch beſſer; und ſo begann ich um ſo herzhafter die dritte: „Wie ſehr" ... Da fuhr es mit Eins, wie ein Donnerſchlag, bei mir nieder; mein Blut ſtockte, meine Hände bebten, Todtenkälte überflog mich, die Stimme brach — Entſetzlich! die Strophe heißt ja:

„Wie ſehr lach' ich die Großen aus" —

und, Gott! dort ſaß ja ein Großer! —

Ich war hin, und um allen meinen Verſtand. Ich ſprang auf, und ſein letzter Reſt reichte gerade aus,

daß ich die Thür fand, durch die ich hereingekommen war.

Draußen ſtürzte Himmel und Erde über mich herein. Ich raſ'te, wie aus einer Kanone geſchoſſen, den großen Kaſtaniengang hindurch, bis endlich der Fluß, der quervor rann, mir Einhalt that. Hier kam mir der erſte Gedanke wieder, und der war: Hinein! erſäufe dich und deine Dummheit! Aus iſt's doch mit dir! Der Herzog für Huld und Gnade von dir zur Rach' entflammt; der Kammerherr für ſein Protectorat beſchämt, gekränkt, vielleicht ſelbſt bedroht; und ſie — ſie — Ach, das war das Entſetzlichſte!

Denn, daß ich's nur geſtehe: die Dame im zweiten Zimmer, die Himmelsgöttin, gegen die ſelbſt der Erdengott ſichtbar in Huldigung ſich beugte; ſie hatte — unverſehens für mich, wie vielmehr für ſie — die gewaltſamſten Umtriebe in meinem Innern erregt. Mozart's Lied war der Marſeiller-Marſch dieſer meiner Revolution, und wirkte, obſchon im mindern Maaße, eben wie jener auf die Franzoſen; es ſprach nicht aus, was ich empfand, es regte mich auf, daß ich's empfand. Und nun — Alles, Alles mit Einem Schlage — nicht einmal des grauſamen Geſchicks, ſondern meiner eigenen Albernheit, dahin und vernichtet!

Dieß wälzte ſich mir wie ein Feuerrad im Kopfe herum und trieb mich dem Gewäſſer zu, bis an den grünenden Rand, von wo ich nur noch einen Schritt nöthig hatte. Bevor ich ihn aber that, dieſen Schritt, wollte ich doch etwas von der Sache haben; und ſo malte ich mir aus, welch eine Erſchütterung es hervorbringen würde, hörte man, der junge Sänger ſey urplötzlich verſchwunden. Alles wird ausgeſandt, meinte ich, ihn

aufzufinden; es iſt umſonſt; bis endlich die Fluth ſeinen blaſſen Leichnam dem Blumenufer zurückgibt. Nun forſcht man: was hat den blühenden Jüngling in den Tod geſtürzt? Und aus der Stelle, die er ſingend zuletzt im Zuſammenhange ausgeſprochen, wo „vom Weinen vor Liebe“ die Rede iſt, lernt man im Geheimen ahnen, was er vergebens durch kühnen Trotz gegen Unabänderliches zu bezwingen geſucht. Das hat ſein jugendlich friſches Herz nicht ertragen! Das hat ihn dem Verderben entgegengedrängt.

Damit ſchmelzte ich meinen Muth zur Wehmuth; ja, ich fürchtete mich ordentlich vor meiner vorigen Furchtloſigkeit, und es begann ſchon, was in mir ſeit Anfang jenes unſeligen Liedes vorgegangen, ſich mir darzuſtellen als Stoff zu einer großen, freien Phantaſie fürs Pianoforte, mit ſchönen Contraſten und großer Mannichfaltigkeit der Tempo's und des Ausdrucks; da hörte ich ein mehrmaliges überlautes: He! he! und als ich den Blick dahin warf, ſah ich jenen leidigen Kammerdiener an einem Nebengange der Allee ſtehen und mit geſchwungenem Arme mir winken.

Der Mann, der mir erſt ſo gnädig, dann ſo widerwärtig erſchienen war, erſchien mir nun, ſeit hohe Gefühle und große Gedanken in mir gearbeitet hatten, faſt verächtlich. Kommen Sie doch her! rief er mir zu, indem ich ſchon kam. Was, zum Henker, iſt Ihnen denn begegnet? Daß Ihnen plötzlich übel ward, das ſah' man wohl; aber — es iſt doch nun vorbei? Die Herrſchaften haben mich abgeſchickt, um nach Ihnen zu ſehen. Können Sie die Chokolade nicht vertragen?

Dieſe mir ungeheuer dünkende Gemeinheit verblüffte mich bis zum Verſtummen. Na, wenn's weiter nichts

iſt! fuhr der Mann fort. Kommen Sie nur! Sie werden bei mir wohnen, dort, in dem Eckzimmerchen des linken Flügels. Ich werde für Sie Sorge tragen. —

Einer Antwort würdigte ich ihn nicht, aber unterrichtet mußte ich ſeyn über den Stand der Dinge. Kennt man das Gedicht, und weiß man die Worte — die Worte, wo — wo ich abbrach? So fragte ich nach einer Weile, furchtſam und glühroth im Geſicht.

Wer? Wie? Warum? Welche Worte? fragte der Menſch.

Mein Gott, Sie hören ja: die letzten —! antwortete ich äußerſt verdrießlich.

„Die Sie ſangen? Ach, was da —! wer hört auf die Worte, wenn Eins ſingt und ſpielt? Und überdieß: ich hatte zu thun; der Herr Kammerherr hatte etwas vor dem Operngucker und ſchaute hinaus, und Serenissimus ſprach mit der Frau Baronin; da hat eigentlich Niemand — ſo recht auf Ihr Singen und Spielen gehört, wie viel weniger auf Ihre Worte'"

Ach, war das Troſt, oder neuer Jammer? — Ich war achtzehn Jahre alt; da wird Alles Troſt! Was weiß ſo ein Narr! dachte ich. Genug, man iſt nicht erzürnt; man weiß nicht, was du verſchluckt haſt! Und was deine letzten Worte und jenes Plaudern auf dem Sopha anlangt, haſt du nicht ſelbſt ſo viel vornehme Feinheit, daß du, eben wenn dich etwas recht tief rührte, beſonders in gewiſſer Art, deine Gefühle verſtecken würdeſt unter gleichgültiges Geſpräch? Und ſie hat ſolcher Feinheit gewiß noch mehr, als du. Wäreſt du unbeſcheiden und einbildiſch, du ſchlöſſeſt wohl eben aus dieſem Plaudern noch Manches, und wäreſt ſelig! —

Mit ſolchen Gedanken trug ich mich den ganzen Tag,

und ſie wurden nur lebendiger in mir, als ich bei ſinkender Sonne die Frau Baronin mit Sr. Durchlaucht in offenem Wagen eine Spazierfahrt antreten ſah. Himmel, wie bezaubernd war ſie in der Leichtigkeit ihrer Bewegungen beim Einſteigen, in der Grazie ihrer Haltung beim Niederſitzen, in der Freundlichkeit ihrer Mienen bei unſern Grüßen, und in dem Reiz ihrer Kleidung, beſonders des königlichen Kopfputzes mit dem hochaufwehenden Federbuſch!

Dieſes letztern muß ich abſonderlich gedenken, denn er ward von bedeutendem Einfluß auf meine Lebensgeſchichte. Schon an dieſem Abend ſpielte er ein wenig hinein. Mit der Dämmerung waren nämlich die Herrſchaften zurückgekommen. Als es dunkler geworden war, litt es mich nicht mehr in meinem Zimmerchen. Ich hing die Guitarre um und ſchlich auf großen Umwegen unter die Fenſter jener Göttin. Kaum hatt' ich mich in die Laube, den Fenſtern gegenüber, geſchlichen, als Licht in das Mittelzimmer von drei Fenſtern kam. Es war, wie ich leicht erkannte, die Kammerjungfer. Schon zitterte ich, daß dieſe Perſon die Roulleaux herablaſſen würde; aber nein, das that ſie nicht, ſondern ſetzte zwei Lichter auf ein Tiſchchen hart am letzten Fenſter links, und dann zwei auf ein Tiſchchen hart am letzten Fenſter rechts; und hier — hier, ſah' ich nun, ſaß die Herrliche, ganz ſtill in ſich verſenkt, vielleicht eben bei lieblichem Dunkel ſich zarten Schwärmereien überlaſſend. Ich trat auf die Zehen, ich ſtieg auf den Sitz, ihr holdes Antlitz zu ſehen; aber das gelang mir nicht; ſie ſaß zu tief; meine Blicke erreichten höchſtens ihre Stirn, und nur der königliche Hauptſchmuck ſtrahlte unverkümmert in meine Augen. Du wirſt ſie wecken, tröſtete ich mich; ſie wird aufſtehen,

ſie wird ans Fenſter treten, ſie wird vielleicht es öffnen, und hoffentlich nicht Weniges empfinden bei deinen auserleſenen Romanzen!

Ich begann denn alſo; ich präludirte, ich ſang. Die Kammerjungfer, die ſich indeſſen an jenes i h r Tiſchchen, zur Arbeit, wie es ſchien, geſetzt hatte, horchte, ſtand auf, öffnete das Fenſter, gaffte hinaus — die Närrin, was ging das ſ i e an? — Nun ſetzte ſie ſich wieder, ohne das Fenſter zu ſchließen. Ich fing an zu begreifen, es ſey zu viel geweſen, was ich verhofft, und ſchon genug, daß auf Befehl der Dame das Fenſter geöffnet bleiben müßte; denn daß dieß auf ihren Befehl geſchähe, war wohl offenbar.

Die Romanze war geendigt; Alles blieb nach wie vor. Schon recht! ſagte ich; aber mein Gefühl widerſprach. Ich modulirte auf dem Inſtrumente hin und her, durch alle Molltonleitern; angeregt, wie ich war, modulirte ich gut; aber Alles blieb nach wie vor. Die Eitelkeit beſiegte nun den Verſtand; ich fühlte mich gekränkt, ich fühlte mich verwundet. Ich ſchwieg und ließ auch meine Saiten ſchweigen. Die fatale Kammerjungfer ſtand wieder auf, tämperte im Zimmer dahin, dorthin; jetzt ſah' ich, ſie nahm Gewänder, die auf einem Stuhle hingebreitet hingen, auf den Arm, trug ſie in das Nebenzimmer, kam zurück, und — wie? was? Iſt das Zauberei oder ein Blendwerk meines böſen Engels? — Nein, gewiß und wahrhaftig, ſie nahm, die Unausſtehliche, ſie nahm ohne Umſtände meine Huldgöttin mit dem wehenden Federſchmuck, und trug ſie in das Nebenzimmer, wohin ſie die Kleider getragen hatte. Ach, es war nur ihr angemalter Haubenſtock, dem man das abgelegte Kopfzeug aufgeſtülpt hatte! — Erboßt riß ich in die

Digitized by Google

Saiten, daß das mittlere D, die nothwendigſte zu jedem Vortrag, zerſprang; und in dieſem Augenblick ſahe ich unweit von mir die Angebetete im weißen Elfengewande die Linden herſchweben, am Arme eines dunkelgekleideten Herrn, wahrſcheinlich des Serenissimus.

Ich ſtand wie todt, und eben darum ging ich nicht. Man kam nahe an mir vorbei, man erkannte mich, man hielt inne, und ihre Silberſtimme liſpelte: Der Abend iſt ſtill; Sie haben die Guitarre; ſingen Sie uns doch etwas Artiges, wenn's Ihnen gefällt! — Ohne Zweifel mit der miſerabelſten Figur hielt ich das Inſtrument hin und konnte nichts herausbringen, als: „Leider, mein D —!“ Ach, ſie dachte wohl gar an Thee; denn ſie ſah mich befremdet an. Aber den Augenblick ſoll's neu aufgezogen ſeyn! rief ich nun, riß mich von hinnen, ſchoß in mein Zimmer, zog auf, kam herab, aber — fort war fort! Ich wollte außer mir kommen; ich rannte durch alle Gänge des Parks, ich kündigte meine Anweſenheit und mein neues D durch die beſten Arpeggiaturen an; umſonſt — fort blieb fort.

Allgemach lernte ich mich doch in mich ſelbſt und in das, was ich ſah, etwas beſſer finden. Jener Kammerdiener, nun mein Wirth, that mir gute Dienſte dabei, und ſtieg drum wieder in meiner Achtung. Er verſorgte mich auch aufs Beſte, und ſtellte oft Gegenſtände auf unſere Mittagstafel, womit ich ſchlechterdings nicht gewußt hätte, was anfangen, hätte er nicht lächelnd mir das Beiſpiel gegeben. So war Alles gut, ja vortrefflich, bis auf Eins; aber eben dies Eine lag mir, wie ganz recht, vor Allem am Herzen. Von Tag' zu Tage hieß es: Halten Sie ſich fertig; Se. Durchlaucht dürften wohl heute einen

Digitized by Google

muſikaliſchen Abend verfügen. Ach, ich war ſtets fertig, aber es kam nie dazu. Wir hatten auch eben dies Jahr einen zum Verzweifeln ſchönen Sommer! Ich beobachtete jeden Tag die Wölkchen, die am Horizonte ſich zeigten, aber alle kamen nur wie zur Decoration; und folglich — begannen die kühlern Nachmittagsſtunden, ſo hieß es: Seine Durchlaucht fahren aus. Sie lieben die ſchöne Natur. Und die Frau Baronin fuhren ſtets mit aus, und liebten auch die ſchöne Natur.

So verging der Junius und der Anfang des Julius; da beliebte es der damals nicht unberühmten Sängerin, Signora P., bevor ſie die böhmiſchen Bäder auslaugte, auf dem Schloſſe einzuſprechen. Sie war ſchriftlich angemeldet, ſie ward ehrenvoll empfangen. Die Herren vom Hofe wurden durch ſie erlöſet von ihrer Langeweile, hier, wo nichts war, als Berge, Gärten, Wälder, Ausſichten, blauer Himmel, balſamiſche Luft und anderes Alltägliche. Signora zog Alle an, beſchäftigte Alle; eine bräunlich blaſſe Italienerin mit brandſchwarzem Aug' und Haar, die immer was brauchte, immer was wollte, und ſo intereſſant brauchte, ſo pikant wollte, daß Keinem leicht das Verſagen beifiel. Nun endlich gab es auch Muſik. Ich ſpielte dabei zwar eine kümmerliche Rolle; denn Signora war gewohnt, von Italien und ſeiner Oper aus — wo bekanntlich der Accompagniſt nicht der Compoſiteur, ſondern irgend ein ſehr untergeordneter, von Allen geſchorener Muſikus iſt — den Klavierſpieler wie einen brauchbaren Handlanger zu betrachten; indeſſen, ich wurde doch beſchäftigt, hörte viel Schönes, und genoß auch manches erfreulichen Anblicks. Inſtrumentalmuſik diente nur als Zwiſchenakt, indeß ſich Signora erholte; und bei Zwiſchenakten geſchieht es in der ganzen Welt,

Digitized by Google

daß die Leute plaudern. Da raſ'te ich denn zuweilen auf den Saiten herum, daß ſie hätten ſpringen mögen; es half aber gar nichts; vielmehr, wie bei Kanarienvögeln, je lauter man wird, deſto lauter werden ſie.

Nach etwa zwei Wochen nahm mich der Kammerherr bei Seite: „Wohin denken Sie denn eigentlich nach vollendeter Sommer-Saiſon?" Ich verſtand ihn nicht ſogleich und antwortete unbefangen: Ich denke den Herbſt und Winter in Wien fortzuſtudieren. Vortrefflich, erwiederte er; ſo kann Signora Sie mitnehmen nach T., bis wohin ſie von hier Pferde bekommt. Sie brauchten zwei Tage, ſo aber machen Sie den Weg in Einem, bequem und in angenehmer Geſellſchaft. Hm, dachte ich; ſo ſo! und begriff. Indem hatte mein Herr Patron ſchon die Signora herbeigezogen, und ſie um einen Platz für mich, wie um eine hohe Gnade, gebeten. Wohl! ſagte ſie, übermorgen, mit Aufgang der Sonne, reiſen wir.

Mir war's recht; beſonders da mir der Kammerherr den folgenden Tag ein reiches und nur allzuunverdientes Geſchenk von Sr. Durchlaucht einhändigte. Meine Effekten waren bald in ein Schnupftuch geſchlagen; der Kutſcher nahm ſie in ein Behältniß, worauf er die Füße ſtemmte; die Guitarre ward dahinter gebunden. — Nun hat die Sonne die Art, in der zweiten Hälfte des Julius alljährlich um vier Uhr aufzugehen. Mit ihr war ich da. Aber Signora mochte lange Jahre ſie nicht kommen geſehn, und darüber ihre Stunde vergeſſen haben; nach ſieben Uhr erſt ward Anſtalt gemacht. Entſetzlicher Zuſtand, im neunzehnten Jahre, reiſeluſtig, reiſefertig zu ſeyn, ſchlechterdings am Orte nichts mehr zu ſchaffen zu haben, nicht einmal mehr angeſehen zu werden — denn ſelbſt mein Wirth, nachdem er mir am Abend Lebewohl

geſagt, nahm nicht die mindeſte Notiz weiter von mir; ich war abgemacht; ein todter und auch begrabener Mann — und ſo über drei Stunden lang bloß wechſelsweiſe nach den Wagenrädern und der Treppe zu blicken! Nun die Anſtalten —! Wir hatten einen leichten, eleganten Reiſewagen, eigentlich zu vier Perſonen. Der Koffer war ſchon am Abend hinten feſtgeſchraubt. Jetzt aber brachte man Packete und Schachteln, und was weiß ich, in ſolcher Menge, daß die größere Hälfte des Rückſitzes damit bis zur Wagendecke angefüllt ward, und wer nun dort neben dem Kunſtbau ſitzen ſollte, wie ein Keil eingetrieben werden mußte. Endlich kam noch ein ungeheurer Hutkaſten von Pappe, überdeckt und umbunden mit ſchwarzem Wachstuch. Dies Monſtrum mußte hinten der Koffer — eine leichte Laſt — auf ſich nehmen; und als Signora nun ſelbſt erſchien, zeigte ſie an gar nichts Antheil, als an dieſem Hutkaſten. Mais, mon carton! ah, mon carton! hieß es immerfort. Einen ſchweren Zweifel aber, der ſeit einer Stunde mich drückte — den nämlich, ob ich mir als Künſtler nichts vergäbe, wenn ich den Platz neben der Dame ihrer Jungfer überließe, oder nicht unhöflich wäre, wenn ich ihn behauptete; dieſen Zweifel löſ'te Signora mit einem einzigen Fingerzeig an die Jungfer, welche denn ſogleich ſich neben jene Schachteln und Packete einzwängte.

Nun ging's fort. Der Morgen war ſchon bänglich heiß, und am Horizonte thürmte ſich manche Gewitterwolke auf. Unſre Unterhaltung war eigentlich keine. Signora verſtand kein Wort Deutſch, bloß Italieniſch und Franzöſiſch. Nun glaubte ich zwar, als ich aus dem väterlichen Hauſe ging, dieſer beiden Sprachen, aus Hilmar Curas und Peuplier, gleichfalls mächtig zu

ſeyn; aber ſchon auf dem Schloſſe hatte ich eine ſonderbare Erfahrung gemacht. Wenn die Leute in dieſen Sprachen redeten, mit ihrer fatalen Behendigkeit, ſo verſtand ich faſt kein Wort; und wenn ich, gewiß langſam genug, einige Worte in ihnen vorbrachte, ſo verſtanden ſie mich nur ſelten. Das hatte mich verſchüchtert; und nun brachte ich gar nichts heraus. Demnach ſprach jetzt ein Jedes im Wagen ſeine Klagen über die Hitze, und was dergleichen mehr war, nur vor ſich hin aus; Signora italieniſch, die Zofe franzöſiſch, ich deutſch.

Als wir Mittag hielten, beunruhigte uns der fürſtliche Kutſcher durch eine zwiefache, nachdrückliche Bemerkung. Da wir ſo ſpät fortgemacht haben, ſagte er, ſo kommen wir erſt Nachts ein oder zwei Uhr nach T. Signora empörte ſich: „Ich fahre nie zu Nacht! Ich fürchte mich im Finſtern!" Das änderte nichts. Da bearbeitete ſie mit freundlichſten Mienen und Worten, die die Jungfer verdolmetſchen mußte, den rieſenhaften Mann, bis er ſich den Schnauzbart ſtrich und meinte: Na, ſo bleiben wir wo anders zu Nacht und fahren den Morgen vollends hin. Aber, fuhr er fort, den Nachmittag kann's auch ein Donnerwetter geben. Neue Empörung, aber auch neue Begütigung — diesmal ſogar des Himmels; denn dieſer ließ es nur von ferne donnern, verwandelte jedoch das Gewitter in einen gewaltigen Schlagregen.

Da brach aber eine andere Noth herein. Nun hieß es erſt recht: Mais, mon carton! ah, mon carton! Und wirklich wäre das Ding ohne Hülfe, trotz ſeiner ſchwarzen Decke, zu Brei zerſchmolzen. Man mußte halten. Der Kaſten wurde abgebunden; die Zofe mußte ihn herein, vor ſich auf den Schoos nehmen. Nur war die

Unglückliche aber klein von Perſon, und ſo ſtack ſie dahinter, daß wir auch keine Spur von ihr erblicken konnten. Sie ächzte, ſie ſtöhnte; endlich fing ſie bitterlich an zu weinen. Da brach mir das Herz. „Du biſt ja ein Rieſe gegen ſie und darfſt nicht befürchten, ganz hinter dem Bollwerk verſchüttet zu werden." Ich drang in die Jungfer, ſich herüber zu ſetzen, und mir jene enge Fuge mit ſammt der Pappmaſchine zu überlaſſen. Mein Auge hatte richtig gemeſſen; hielt ich den Kopf zurück, ſo war ich bloß bis an die Naſe verdeckt und konnte ein Weniges ſehen. Aber was ſah' ich? Daß Signora mich auslachte, und das Mädchen ſich ſo einniſtete, als verſtände ſich das von ſelbſt und hätte von mir gleich Anfangs gethan werden müſſen. Ob aber jemals ein Virtuos ſich in beklemmterer Lage befunden habe, als ich dieſe Stunden, das möcht' ich bezweifeln. Und nun noch dies Bezeigen derer, um die ich litt —!

Doch wenn die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten. Und was brachte mir Hülfe? Was ſo vielen Andern das Gegentheil bringt: die Gränz-Mauth. Mein Kaſten ward zuerſt hinausgereicht; ich folgte, die Päſſe unterzeichnen zu laſſen. Indeſſen hatten die Unterbedienten des Mauthamts ihr Geſchäft am Wagen, und zwar von vorn, begonnen; ſo war mein Packetchen und mein Guitarrenfutteral das Erſte, was unterſucht wurde. Beides ward probat erfunden, und ich trug's ins Haus. Die thätigen Männer mit ihren ausdrucksvollen, doch nicht eben vortheilhaften Geſichtern intereſſirten mich; aufmerkſam ſah' ich ihrem Verfahren zu. Darüber vergaß ich meine Habſeligkeiten, bis Alles in Richtigkeit war, und der Kutſcher mich erinnerte. Ich ſprang, ſie zu holen. Ich kam zurück. Wie ich nun aber wieder

an den Kutſchenſchlag trat, die Damen jenen Hutkaſten, der mehr breit, als tief — damit mir das Einſteigen möglich würde, beide, in der Breite hart vor ſich genommen hatten, ſo daß ſie nun beide ſo wenig mich ſehen konnten, als ich ſie, das neubeginnende Elend mich froſtig anwiderte, und ſie beide doch wieder laut zu lachen anfingen; da ſchoß mir ein kühner Gedanke durch den Kopf und ein männliches Selbſtbewußtſeyn in das Herz. Ich drehte leiſe den Wirbel des Kutſchenſchlags zu, und rief überlaut: „Kutſcher, fahr' zu! ich wünſche eine glückliche Reiſe!" Sie kreiſchten: ich hörte nicht, und fort ging's; ich aber ſtand da, ein freier, ein überglücklicher Mann. Indem fuhr wieder ein Wagen vor: Graf Sch. ſaß darin, und allein. Er ſahe mich an, fragte heiter und freundlich, erfuhr — Er, der entſchiedene Muſikfreund — wer ich ſey, und daß ich ihm die Badezeit verkürzen könne. Er nahm mich mit, ich mußte bei ihm wohnen; er war in den erſten Cirkeln angeſehen und beliebt, ja er bildete ſelbſt einen dieſer erſten Cirkel; ſo ward ich bekannt, und dieß der erſte Grund zu alle dem Guten und Schönen, was ich bis zum heutigen Tage mit Hülfe meines guten Geſchicks errungen habe. — Die Signora hab' ich nie wieder getroffen, wohl aber, nach Jahren, die Zoſe, als Gaſtwirthin zum rothen Hahn in M. Sie befand ſich wohl und hatte einen gewaltigen Umfang gewonnen. Wir erinnerten uns jener Schlußſcene, und ich berichtete deren wichtige Folgen für mich. So bin ich eigentlich an all' Ihrem Glücke Schuld, ſagte ſie. Wir haben morgen Jahrmarkt; ich bin gewiß, Sie werden nicht ab reiſen, ohne mir ein angenehmes Andenken Ihrer Erkenntlichkeit zurückzulaſſen. Rechnen Sie darauf, verſetzte ich. Und als ich meine Zeche bezahlt hatte und im Wagen

Digitized by Google

ſaß, reichte ich ihr, mit bedeutungsvollem Händedruck, was ich für ſie eingekauft, und was ſie gut brauchen konnte: einen Schnürſenkel. —

Anekdote.

Cramer und Duſſek waren Freunde, aber auch als große Fortepianoſpieler, höchſt eiferſüchtig auf ihre Kunſt; ſie erkannten Einer des Andern Meiſterſchaft nicht nur vollkommen an, ſondern fürchteten ſie auch.

Beide waren einſt in London zu einer Abendgeſellſchaft geladen, als Cramer, der zuerſt Erſchienene, den bei weitem ſpäter eintreffenden Duſſek um die Urſache ſeines Ausbleibens frug.

„Ich habe eben ein Rondo componirt," erwiderte Duſſek; „es hat mir zwar ſehr gefallen, aber dennoch hab' ich's verbrannt."

„Warum denn?"

„Warum, warum? Es kam eine verteufelt ſchwere Paſſage darin vor; ich habe ſie mehrere Stunden lang, aber vergeblich, auszuführen verſucht, und da fiel mir denn ein, daß du ſie wohl gar vom Blatte ſpielen würdeſt; die Demüthigung wollt' ich mir doch erſparen."

Vorrede zu Guhr's Schule des Paganiniſchen Violinſpiels.

Schwerlich würde ich je daran gedacht haben, die Zahl der Violinſchulen zu vermehren, wenn nicht Paganini nach Deutſchland gekommen wäre und durch ſein außerordentliches, von allem bisher Gehörten ganz abweichendes Spiel, die Wunder des Orpheus wieder erneuert hätte.

Rode, Kreutzer, Baillot, Spohr, dieſe Rieſen unter den Violinſpielern, ſchienen Alles erſchöpft zu haben, was man auf dieſem Inſtrumente nur immer leiſten konnte. Sie erweiterten den Mechanismus deſſelben, und wußten die größte Mannigfaltigkeit in die Führung des Bogens zu bringen, der ſich bei ihnen allen Schattirungen des Vortrages und Ausdrucks willig hingab; durch den Zauber ihres Tones, den ſie mit der menſchlichen Stimme wetteifern ließen, gelang es ihnen, jede Leidenſchaft, jede Regung des Gemüths darzuſtellen, und ſo wußten ſie, fortſchreitend auf dem Wege, den die Corelli, Tartini, Viotti, gebahnt, die Violine zu dem hohen Range zu erheben, der ihr die Macht

Digitized by Google

verleiht, die menſchliche Seele zu beherrſchen. Sie bleiben *in ihrer* Art groß und *unübertroffen*.

Allein hört man *Paganini* und vergleicht ihn mit andern Meiſtern, ſo muß man eingeſtehen, daß er alle Schranken, welche bis jetzt die Gewohnheit aufgeſtellt, durchbrochen, und ſich einen ganz *eigenen, neuen* Weg gebahnt hat, der ihn von jenen großen Künſtlern weſentlich abſondert, wodurch eben Jeder, der dieſen Zauberer zum erſtenmal hört, durch das *Neue, Unerwartete*, in Erſtaunen, Bewunderung und Entzücken verſetzt wird, in *Erſtaunen* durch die *dämoniſche* Gewalt, die er über ſein Inſtrument übt; in *Bewunderung und Entzücken* darüber, daß er, mit dieſem allgewaltigen, Alles bezwingenden Mechanismus ſeines Spieles, zu gleicher Zeit der Phantaſie ſo gränzenloſen Spielraum gewährt, indem er ſeinem Inſtrumente den göttlichen Hauch der Menſchenſtimme zu geben weiß, womit er die innerſten Tiefen des Gemüthes durchdringt. Ueberhaupt verſteht er Wirkungen auf ſeinem Inſtrumente hervorzubringen, von denen man bis jetzt keine Ahnung hatte, ſo daß der Sprache Worte fehlen, um von dem Bericht zu geben, was man ſo eben gehört.

Da ich längere Zeit ſo glücklich war, dieſen großen Meiſter öfter zu hören, und mich mit ihm über die Art ſeines Spieles zu unterhalten, ſo bemühte ich mich, weil er ſehr bedächtig Allem auszuweichen ſuchte, was das Geheimniß ſeiner Kunſt (wenn ich es ſo nennen darf) betraf, — ihn genau zu beobachten, und das, worin er ſich von allen übrigen Meiſtern der Violine abſondert, ſelbſt zu erforſchen, um es dann auf meinem Inſtrumente, wenn auch natürlich noch ganz unvollkommen, nachzu-

Digitized by Google

machen; welches mir denn auch zu meiner Freude nach und nach immer beſſer gelang.

Aufgefordert von mehreren Kunſtgenoſſen, faßte ich nun den Entſchluß, zum Frommen derjenigen, die vielleicht dieſen Meiſter gar nicht, oder wenigſtens nicht ſo oft, gehört, um ſich ſeine Vorzüge aneignen zu können, den Gang des Paganiniſchen Spieles näher zu bezeichnen, und beſonders das, ſo ſelten in Lehrbüchern vollſtändig beſprochene Flageoletſpiel, in eine Art von Syſtem zu bringen, damit der darin Ungeübte ſich hier für einfache und doppelte Flageolettöne, ſo wie für Bildung und Ausführung ganzer Sätze, Raths erholen könne.

Ganz mit Unrecht hat die neuere Violinſchule das Flageoletſpiel gänzlich vernachläſſigt, da es, auf ſinnreiche Weiſe, mit Beurtheilung und Geſchmack angebracht, nicht nur von der größten Wirkung iſt, ſondern auch vorzüglich die zarte Führung des Bogens, als weſentliches Bedingniß bei dieſen Tönen, befördert und der linken Hand eine Sicherheit und Feſtigkeit gewährt, die an Unfehlbarkeit gränzt, indem hier das ſtrengſte Reingreifen nöthig iſt, weil ohne daſſelbe die verlangten Töne gar nicht anſprechen.

Dies ſind die Gründe, welche mich beſtimmten, dieſes Lehrbuch herauszugeben, welches aber nur Dasjenige berühren ſoll, was Bezug auf die Eigenthümlichkeit des Paganiniſchen Spiels hat, alles Uebrige, in andern Schulen bereits Erwähnte, übergehend. Möchte es mir gelingen, etwas dazu beizutragen, daß der mechaniſche Theil, den P a g a n i n i ſo ungeheuer auf ſeinem Inſtrumente erweitert, auch im A l l g e m e i n e n noch eine höhere Stufe erlange.

Nach dem Vorhergeſagten kann ich von der Billig-

keit meiner Leſer erwarten, daß ſie hier nicht eine förmliche Violinſchule, das Wort in ſeiner vollen Bedeutung genommen, erwarten; ſondern mehr nur einen Anhang zu jeder Methode, die Violine zu erlernen.

Bevor ich zu dem Techniſchen übergehe, einige Worte über Paganini ſelbſt!

Nicht zufrieden, ihn als Künſtler groß und einzig zu finden, bemüht man ſich — vielleicht durch ſein leidend ausſehendes Aeußere veranlaßt, — ſeine Perſon in einen Conflikt von widrigen Lebensereigniſſen zu bringen. Bald ſoll er in den Kerkern der Inquiſition geſchmachtet, bald unter Räubern gelebt haben, bald als Carbonaro verhaftet, bald der Mörder ſeiner Frau geweſen ſeyn, und was dergleichen Ammenmährchen mehr ſind.

Allein an all dieſem iſt kein wahres Wort; und man wird vielleicht der Wahrheit nahe kommen, wenn man ſich den mit einer glühenden Einbildungskraft begabten, jungen Künſtler von 24 bis 25 Jahren (gegenwärtig zählt er deren 45,) als lebensluſtig, vielleicht auch etwas leichtſinnig denkt, was beſonders in Hinſicht des hohen Spieles zu jener Zeit der Fall geweſen ſeyn ſoll. Paganini ſelbſt fand es für nöthig, da ihm jene Gerüchte zu Ohren kamen, ſchon zu Wien ſich gegen dieſe liebloſen, kränkenden, injuriöſen Andichtungen öffentlich zu erklären; allein es ſcheint für das Publikum beinahe unmöglich, ſich von der einmal gefaßten Lieblingsidee zu trennen, „er könne ſeine große Kunſtfertigkeit nur in Kerkern, ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt, erlangt haben.“

Denn noch heute, bei jedem Vortrage auf der g-Saite, erzählt der entzückte Zuhörer ſeinem Nachbar, daß Paganini alle ſeine Kunſtfertigkeit nur ſeinem hartherzigen, grauſamen Kerkermeiſter verdanke, der ihm verweigert,

die drei höheren Chorden, die ihm nach und nach von der Geige geſprungen waren, wieder zu erſetzen, wodurch er ſich nur auf die tiefe g-Saite reducirt ſah, und auf ſolche Weiſe auf derſelben zu einer ſolchen ungeheuren Fertigkeit gelangte.

All dieſes klingt freilich gar ſchauerlich und romantiſch; ich bedaure aber, nach Paganini's Erzählung, die ich aus ſeinem eignen Munde gehört, Jenes ebenfalls für ein Mährchen erklären zu müſſen. Die Idee, auf der g-Saite ganze Tonſtücke auszuführen, iſt eigentlich nicht von ihm, und ihr Urſprung trägt einen viel heiterern Charakter. Die Erfinderin war die Schweſter Napoleons, die Prinzeſſin *Eliſe*, Herzogin von Toskana. — Paganini verliebte ſich zu Toskana, wo er angeſtellt war, in eine Dame von Hofe. Durch einen muſikaliſchen Scherz ſuchte er derſelben ſeine Leidenſchaft zu erkennen zu geben, indem er eine Sonate für die g- und e-Saite componirte, welche das Geſpräch zweier Liebenden ausdrücken ſollte. Das tiefere g war der Mann, die hohe e-Saite die Geliebte. Die muſikaliſche Unterredung fand bei der Auserwählten, ſo wie bei Hofe, großen Beifall, und die Prinzeſſin *Eliſe* forderte P. auf, nun einmal auch als Mann *allein* und in *kräftigeren Tönen* zu ſprechen. Sein Genie ergriff dieſe Idee mächtig und von nun an führte er, mit dem größten, enthuſiaſtiſchen Beifall der entzückten Zuhörer, ganze Tonſtücke auf der g-Saite aus, deren Erfindung eben ſo ergreifend, als die Ausführung bezaubernd iſt.

Dieſe treue Darſtellung jener einzigen Thatſache möge hinreichen, um die Leſer, welche Paganini nicht

perſönlich kennen, von der Idee zurück zu bringen, als ſey er

„Ein Geiſt aus finſtern Regionen,
Wo nur die Unglückſel'gen wohnen."

Bei näherer Bekanntſchaft würden ſie das kindlichſte Gemüth gefunden haben, da P. nur für ſeine Kunſt und für ſeinen vierjährigen Knaben lebt, an dem er mit der größten Liebe hängt.

Wollte man recht ſtreng gegen ihn ſeyn, ſo dürfte und könnte man ihm allerdings jetzt ſehr große Liebe zum — Gelde vorwerfen, welche, bei ſeinem ungeheuern Einkommen, leicht als Geiz erſcheinen dürfte; und doch verſchwindet auch hier das Gehäſſige, wenn man bedenkt, daß er für ſein noch unerzogenes Kind ſpart.

Paganini iſt 1784 zu Genua geboren; ſeinen erſten muſikaliſchen Unterricht erhielt er von einem ganz gewöhnlichen Geiger; die Ausbildung ſeines Talentes verdankt er ſich allein. Seinen Körper richtete ein ſehr berühmter italieniſcher Arzt beinahe zu Grunde, der, ſeine Krankheit nicht erkennend, ihn falſch behandelte. Den letzten Unfall, der ſeinen ohnedieß ſchwächlichen Körper noch mehr zerſtörte, erlitt er, wenn ich nicht irre, in Prag, wo er, an Zahnſchmerzen leidend, durch das unvorſichtige Herausziehen eines Zahnes an der unteren Kinnlade verletzt wurde, und dadurch alle unteren Zähne verlor, ein Umſtand, der auf ſein körperliches Wohlbefinden den nachtheiligſten Einfluß haben mußte.

So viel über Paganini als Menſch; das Nähere gehört in ſeine Lebensbeſchreibung.

Digitized by Google

Miſcellen.

1.

Hamann ſagt von ſeinem erſten Jugendunterricht: „Alles geht verloren, wenn das Urtheil nicht bei Kindern gezogen wird, wenn ſie ohne Aufmerkſamkeit und Verſtand fertig gemacht werden.

Es iſt eben ſo wie in der Muſik, wo die Finger nicht allein, ſondern hauptſächlich die Ohren und das Gehör, gelehrt und unterrichtet und geübt werden müſſen. Wer noch ſo geſchwind und richtig ohne Gefühl der Harmonie ein Stück oder hundert gelernt hat, ſpielt wie ein Tanzbär in Vergleichung des elendeſten Geigers, der ſeine eignen Grillen auszudrücken weiß.“ — Dieſer Ausſpruch enthält für's erſte die allgemein anerkannte Bemerkung, daß der muſikaliſche Unterricht nicht bloß mechaniſch ſeyn dürfe, ſondern auch die Fähigkeiten des Geiſtes durch das Gehör in Bewegung ſetzen müſſe, vornehmlich die Prüfung der Töne und Beurtheilung ihrer Reinheit durch das Gehör — was bei Inſtrumenten, auf welchen der Ton mehr von der Willkür des Spielenden abhängt, in einem höhern Grade der Fall iſt, als beim Clavierſpiel. — Dann aber erklärt er uns

auch, worauf der den Geiſt anſprechende und rührende Vortrag hauptſächlich beruht. Der Vortrag muß von einer ſelbſtthätigen Kraft des Tonkünſtlers, nicht von einer eingelernten Fertigkeit ausgehen. Letztere kann man zu einer hohen Feinheit und glänzenden Virtuoſität ſteigern, aber das leichteſte Tonſtück, mit entſprechender Empfindung vorgetragen, iſt mehr werth, als ein Bravourſtück ohne äußere Fehler mit der Genauigkeit einer pariſer Flötenuhr abgeorgelt. Hierin liegt der Grund, warum, und worin Pianoforte-Virtuoſen ſo oft gegen einen an Fertigkeit ſchwachen Dilettanten zurückſtehen.

2.

Ernſt Wagner erzählt in ſeinem Hiſtoriſchen A B C eines vierzigjährigen Fibelſchützen: „Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammengenommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denſelben Ton zugleich pfeifen und ſingen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen, und den Baß dazu brummen, und wußte endlich, vermöge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Stimme, vom Diſcant und Baß noch ſo viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine Freunde haben dies Talent oft bewundert, welches wahrſcheinlich mein höchſtes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunſt ſo reiche, ſtille, einſame und höchſt wunderbare Genüſſe

Digitized by Google

abzugewinnen vermag, als ich.“ Der muſikkundige Friedrich Moſengeil beſtätigt dieſes in ſeinen Briefen über Wagner. „Sein Clavierſpiel“ ſagt er unter andern „accompagnirte er mit den lächerlichſten Poſſen halb pfeifend, halb ſingend, ſo daß der Sanglaut äußerſt künſtlich das Pfeifen in der Sekundſtimme begleitete. Dabei gab es die unerhörteſten Coloraturen und Triller mit einem ſeltſamen Murmeln und Ziſchen untermiſcht.“ Daß der Beſitzer eines ſo ſeltſamen Talents, je mehr er es ausbildet, deſto mehr Vergnügen und Beluſtignng ſich und Andern damit verſchaffen könne, iſt begreiflich; ſchon die Befriedigung des Spieltriebes, der ſich hier auf eine von dem Gewöhnlichen abweichende Weiſe thätig äußert, gewährt dem lebhaften Geiſte großes Vergnügen. Hierzu kommt vielleicht das Komiſche der Wirkung, welches ein ſolches Selbſtaccompagnement ohne Hülfe eines Inſtrumentes hervorbringt. Ein reicher Genuß läßt ſich aber bei der Unvollkommenheit der dadurch hervorgebrachten Töne nur bei ſehr geringen Anſprüchen an die Muſik annehmen.

Was die phyſiſchen Bedingungen eines ſo ſeltſamen muſikaliſchen Talents anlangt, ſo verdienen ſie einer beſondern Unterſuchung.

Das Miſerere in Rom.

Bekanntlich iſt dies Miſerere durch die außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer berühmt, welche inzwiſchen mehr durch die dabei obwaltenden Nebenumſtände, durch die Art des Vortrags, als durch die Compoſition ſelbſt, bedingt wird. Es möge eine Anekdote, die Burney von Santarelli erfuhr, als Beleg dazu dienen.

Vorher bemerken wir nur: Abſchriften von dieſem Miſerere gab die päpſtliche Kammer nur unmittelbar ſelbſt, aber — ſehr ſelten. Pater Martini verſicherte Burney'n, daß ſie nur zwei habe nehmen laſſen; eine für den König von Portugal, und eine für ihn, Martini, ſelbſt. Dieſes letztere eben durfte Burney copiren und gab ſie hernach 1771 heraus. Wenn wir dies Miſerere daher irgendwo zur Aufführung gebracht hören, ſo iſt es in der Regel nach einer Abſchrift von der Burney'ſchen Ausgabe. Allein daraus folgt noch gar nicht, daß 1) ein ſolches Miſerere ächt ſey, und noch viel weniger, daß es 2) für uns das ſey, was in Rom geſungen wird, und daß es die Wirkung thue, welche es in Rom bewährt.

Was Nr. 1 betrifft, ſo fand Burney ſeine Abſchrift, mit einer andern aus dem päbſtlichen Archive verglichen, doch nicht vollkommen übereinſtimmend. Die Urſache

mag ſeyn, daß, wie Sievers behauptet und vom päbſtlichen Kapellmeiſter Baini erfuhr, der ganze Geſang nur durch Tradition fortgepflanzt wird, daß nur die Oberſtimme ausgeſetzt iſt, und in den andern Stimmen Abweichungen vorkommen müſſen.

In Betreff von Nr. 2 aber, wie wenig vom Vertrage ſelbſt des ächten Allegri außerhalb Rom zu erwarten ſey, erfuhr Burney Folgendes: Der Kaiſer Leopold I. erbat ſich vom Pabſte eine Abſchrift, die auch des letztern Kapellmeiſter beſorgte. Es ward darnach in Wien aufgeführt, und machte gar keinen Eindruck. Der Kaiſer führte Beſchwerde, weil er hintergangen worden ſey, denn, ſagte Santarelli: „quantunque cantata da Musici soavissimi, fece alla corte di Vienna la misera comparsa di un semplicissimo falso Bordone.“ Der Pabſt war ſehr aufgebracht über den armen Kapellmeiſter, der ſeine Stelle verlor, bis einer der Kardinäle ſpäter dem Erzürnten vorſtellte „wie die Art zu ſingen gar nicht in Noten ausgedrückt werden könnte, und darum das Stück an andern Orten die Wirkung verfehlen müſſe.“ Der Kapellmeiſter bekam die Erlaubniß, ſich in Wien ſchriftlich zu vertheidigen, und Leopold wollte ſchon vom Pabſt Sänger nach Wien kommen laſſen, um es einmal ordentlich zu hören; doch der Türkenkrieg hinderte es, und „das Miſerere iſt vermuthlich jetzt noch nirgends gehörig aufgeführt worden, als in der päbſtlichen Kapelle.“

So ſchrieb Burney vor faſt 60 Jahren; und es gilt auch wohl heute noch.

Paganinis Kunſt, die Violine zu ſpielen:

(Aus der Cäcilia.)

Seit geraumer Zeit hören wir in öffentlichen Blättern äſthetiſche Berichterſtatter von allen Seiten her ſich erſchöpfen in Verkündigungen der Wunder des neuen Amphion, und in Anpreiſungen der überſchwänglichen Gefühle, welche, beim Klange ſeiner Leier, ihrer gefühlbegabten Bruſt entblühen; — indeß nur ſelten da und dort einmal ein Kritikus ſein Haupt mit dem ſpitzen Ohre erhebt, um, jene Ueberſchwängler belächelnd, den Unbefangenen, den Wundermann als einen — nur freilich ſehr kunſtfertigen — Charlatan zu entſchleiern.

Darüber nur ſind Alle einig, daß ſeine techniſche Kunſtfertigkeit, die ſogenannte Mechanik ſeines Spieles, einzig, bis jetzt noch unerhört, und, wenn auch nicht unbegreiflich, doch wenigſtens noch zur Zeit unbegriffen iſt, indem er auf ſeiner Violine Aufgaben löſet, welche nicht ſowohl von unbezwingbarer Schwierigkeit, ſondern ſogar nach der Natur des Inſtrumentes abſolut unmöglich ſcheinen, wie z. B. die Aufgabe, unſer Ohr ganz vollſtändige dreiſtimmige lange Sätze hören zu laſſen, indeß der geſpannte Violinbogen

ja doch phyſiſch unmöglich mehr als zwei Saiten auf einmal anzuſtreichen vermag, — und andere ähnliche, deren gradezu unmöglich ſcheinende Löſung ihm überall die durchaus ungetheilte Bewunderung der Leute vom Fach, ſowohl der Techniker überhaupt, als ganz beſonders der Violiniſten, erworben hat, welche gradezu geſtehen, nicht zu wiſſen wie das, was Paganini ihnen zu hören gibt, gemacht werde.

Daß gerade von einem ſolchen ſachverſtändigen Techniker bis jetzo noch kein öffentliches Wort geſprochen worden, iſt eben hier ganz vorzüglich zu bedauern, weil bei Paganini die techniſche Kunſtfertigkeit jedenfalls wenigſtens das Auffallendſte und Merkwürdigſte iſt, und alſo ein über dieſen Punkt von einem techniſch Sachverſtändigen geſprochenes Wort, wenn auch weniger ſpeciös-überſchwenglich und ſuperlativiſch klingend, als die Gefühlsphraſen äſthetiſcher Phantaſten und „Nebler und Schwebler," — wie Sievers ſie nennt, — doch gewiß belehrender und daher Jedem, dem es um die Sache Ernſt iſt, willkommener erſcheinen müßte, ſelbſt wenn es, ohne das Räthſel der Möglichkeit der Paganiniſchen Leiſtungen zu löſen und zu erklären, ſich auch nur darauf beſchränkte, die muſikaliſche Leſewelt wenigſtens darüber zu belehren, in was denn eigentlich das Beſondere bei Paganini liege und beſtehe, — (eine Belehrung, welche in der That nichts weniger, als überflüſſig iſt, indem wenigſtens ich ſelbſt, unter Andern, mehr als Einen ſublimen Kunſturtheiler dieß und jenes an Paganini anſtaunen hörte, was jeder andere Violinvirtuoſe ohne Mühe alle Tage gerade eben ſo gut leiſtet.) — Solche und ähnliche Kunſturtheile muß man nun freilich durch die Uebung geduldig ertragen und, bald von

Enthuſiaſten, bald von ſpeciöſen „Kennern," ſtillſchweigend verſchlucken, oder ſie mit einem verbindlichen „O ja, allerdings!" erwiedern lernen, da, wo man ſieht, daß nur ein Solches gewünſcht wird. —

Aber freuen dürfen wir uns dagegen auch, wenn wir, wie jetzt der Fall iſt, wirklich einer techniſchen *Enträthſelung der Paganiniſchen Kunſtgeheimniſſe* entgegen ſehen dürfen.

Der verdienſt- und *genievolle* Kapellmeiſter *Guhr* in Frankfurt, ſelbſt Virtuoſe auf der Violine, hat, während Paganinis Aufenthalt in ſeiner Nähe, es ſich zur eigenen Aufgabe gemacht, die Eigenthümlichkeiten und Kunſtgriffe des paganiniſchen Spieles auszuforſchen und, wenn ich ſo ſagen darf, abzulauern, und iſt im Begriffe, *die Geheimniſſe der paganiniſchen Eigenthümlichkeiten in einer eigens dazu beſtimmten Violinſchule bekannt zu machen.*

Wie ſehr Herr G. von Hochachtung gegen Paganini durchdrungen iſt, hatte er vorläufig ſchon in einem in Frankfurt erſcheinenden öffentlichen Blatte ausgeſprochen, aus welchem ich folgende Stelle hier auszugsweiſe um ſo lieber wörtlich abdrucken laſſe, da ſchon hier vorläufig eine techniſche beſtimmte Aufzählung und Klaſſifikation der Eigenthümlichkeiten des Paganiniſchen Spieles, — geliefert wird.

„Vor einigen Jahren" — heißt es hier unter Anderem — „war ich ſo glücklich, die größten Meiſter und Repräſentanten der franzöſiſchen Schule: Baillot, Lafont, Beriot, Boucher und mehrere Andere, während meines Aufenthaltes in Paris, öfter zu hören, und ich erinnere mich noch lebhaft des großen Eindruckes, den ihr bezauberndes Talent auf mich machte; allein ihr Spiel war

Digitized by Google

von dem bisher gehörten anderer groſsen Meiſter nicht ſehr abweichend, und ſie ſelbſt glichen ſich doch alle mehr oder weniger in der Art der Bogenführung, des Tones, des Vortrages, kurz, ihr Genre war, wohl bei jedem anders modificirt, doch nicht weſentlich von einander verſchieden; ſie Alle waren commenſurabel. Nicht ſo bei Paganini; bei ihm iſt Alles neu, nie gehört; er verſteht, Wirkungen auf ſeinem Inſtrumente hervorzubringen, von denen man bis jetzt keine Ahnung hatte, und wo der Sprache die Worte fehlen, um von dem Bericht zu geben, was man ſo eben gehört. Er begnügt ſich nicht damit, alle Schwierigkeiten, die dieſem Inſtrumente eigen, gleich andern Meiſtern, ſpielend zu beſiegen; nein, er überwindet, während er der Violine die ſüſseſten Töne entlockt, die Schwierigkeiten der Harfe, und ſchlägt zu gleicher Zeit mit den Fingern der linken Hand einen prallenden Pizzicato-Triller.

„Wenn ich verſuchen will, das Unterſcheidende des Paganiniſchen Spieles von dem anderer Meiſter, ſo gut es mir möglich iſt, in Worte zu kleiden, ſo finde ich, daſs er ſich hauptſächlich von Letzteren abſondert:

1) durch die eigene Stimmung ſeines Inſtrumentes,
2) durch die ganz eigenthümliche Bogenführung,
3) durch das Aufſetzen der Finger der linken Hand, in kantabeln Sätzen,
4) durch die häufige Anwendung des Flageolets,
5) durch die Idee, mit der Violine zu gleicher Zeit eine Mandoline, Harfe oder ein ähnliches Inſtrument zu verbinden, wodurch man glaubt, zwei verſchiedene Künſtler zu hören.

Was die Stimmung ſeines Inſtrumentes betrifft, ſo iſt ſie ganz originell und mir in mancher Hinſicht

unerklärbar. Bald ſtimmt er die drei oberen Seiten einen halben Ton höher, während die G-Saite um eine kleine Terz höher als gewöhnlich ſteht; bald zieht er ſie wieder mit einer Sicherheit und Feſtigkeit, nur durch einen Ruck des Wirbels, zurück, und feſt, ſicher und rein iſt die Intonation getroffen. Wer da weiß, wie ſehr ſich alle Saiten ziehen, wenn man nur die G-Saite etwas höher ſtimmt, und wie überhaupt alle Saiten durch ſchnell veränderte Stimmung an ihrer feſten Haltung des Tons verlieren, wird mit mir wünſchen, Paganini möchte wenigſtens dieſen Theil ſeines Künſtlergeheimniſſes der Welt nicht vorenthalten. Denn zu bewundern war, (hauptſächlich in der Probe, wo er unmittelbar in den verſchiedenſten Tonarten beinahe anderthalb Stunden ſpielte, ohne daß man nur bemerkte, daß er ſeine Violine umſtimmte,) daß ſich nie eine Saite verzog, oder irgend einer Nachhülfe bedurfte. Im Concert des Abends riß ihm, zwiſchen dem Andante und der Polacca, das G; und die neue Saite, obgleich ſpäter in b geſtimmt, ſtand feſt wie eine Mauer. Durch dieſe Art, ſein Inſtrument zu ſtimmen, werden viele ſeiner Paſſagen, ſeine Accordenfolgen, die dem Violinſpieler unmöglich ſcheinen, das Vibriren der ſonſt bedeckten Töne ꝛc. erklärbar. *)

---

*) Das Umſtimmen und vorzüglich das Hinaufſtimmen der g-Saite, bald um einen ganzen Ton, bald gar um eine Terz höher, macht natürlicherweiſe eine ungewöhnlich dünne g-Saite zur unnachläſſigen Bedingung. Daß nun eine ſolche ungewöhnlich dünne und ungewöhnlich hoch geſtimmte, überſponnene Saite, eben dadurch eine ungewöhnliche Art von Klangpräge (Timbre) erhalten muß, iſt freilich etwas ganz Natürliches und inſofern alſo durchaus keine Kunſt; allein gerade dieſe ungewöhnliche Klangpräge,

Seine B o g e n f ü h r u n g iſt beſonders merkwürdig durch das Springende, welches er derſelben in Paſſagen zu geben weiß. Kein Staccato wie gewöhnlich; er w i r f t den Bogen auf die Saite, und durchläuft die Tonleiter mit einer unglaublichen Rapidität, während die Töne wie Perlen dahin rollen. Die Mannichfaltigkeit ſeiner Stricharten iſt bewundernswürdig; noch nie hörte ich, mit dieſer Deutlichkeit und ohne alle Verrückung des Zeitmaaßes, das Markiren der ſchlechten Zeittheilchen im ſchnellſten Tempo. Welche Kraft weiß er dann wieder ſeinem langehaltenen Bogen zu geben, und wie haucht er im Adagio ſeine Töne gleichſam aus ſeinem Inſtrumente, die Seufzer des tiefſten Schmerzes aus zerriſſener Bruſt! *)

---

zumal da, wo ſie, beim Una corda (an ſich ſelbſt etwas ſchon längſt von anderen Meiſtern häufig Angewendetes) recht handgreiflich hervortritt, iſt gerade eines derjenigen Dinge, über welche man die Kunſturtheiler ſich erſchöpfen hört in Exclamationen über die ganz unbegreifliche Zauberkunſt Paganinis, bis jetzt unerhörte Toneffecte durch ſeinen Bogen zu erwecken......!

*) Im Sinne der Schule darf man Paganini's Bogenführung gar wohl gewiſſermaßen r e g e l l o s nennen, und zwar vorzüglich in der Hinſicht, daß er. die gemeinüblichen Geſetze vom Auf- und Herabſtreichen, geradezu umkehrend, Auftakte g e w ö h n l i c h mit dem Niederſtrich, und Niederſchläge mit dem Aufſtriche vorträgt u. dergl. m. — Eben ſo befremdlich iſt ſeine ganze Art, den Bogen, anſcheinend ſo nachläſſig und regellos, anzufaſſen und zu handhaben, etwa wie ein Anderer eben mit einer Gerte beim Spazierengehen zu ſpielen pflegt; Eigenthümlichkeiten, welche übrigens, durch die hohe Vollendung, neben welcher ſie bei Paganini hervortreten, ganz unverkennbar beweiſen, daß ſie bei ihm durchaus nicht Mangel an Schule, ſondern im Gegentheil eine, erſt durch die regelrechteſte Schulübung zu erwerbende, höchſte

Eben ſo liebt er, ganze melodiſche Sätze im Adagio mit einem Finger zu ſpielen, wobei er einen mehr liegenden Aufſatz der Finger anwendet, wodurch ſein Ton etwas wehmüthig Klagendes, das Herz Durchſchneidendes, erhält. *)

Freiheit und Allſeitigkeit ſind; — welches Letztere ſich etwaige Nachahmungsluſtige hier beiläufig mögen geſagt ſeyn laſſen.

Noch eine beſonders vorſpringende Eigenthümlichkeit des Paganiniſchen Bogenſpieles iſt, neben ſeinem ſonſtigen, bewundernswürdig vollendeten eigentlichen Staccato, noch eine andere ganz beſondere Art von Staccato, welches durch ein, wenn ich ſo ſagen darf, willkührliches Schwuppern des Bogens erzeugt wird, indem nicht, wie beim eigentlichen Staccato, jede Note durch einen eigenen Druck und Stoß der Muskeln des Armes herausgehoben, ſondern der einmal auf die Saite geworfene Bogen, bei ſodann ſtetiger Fortführung des Armes, nur vermöge ſeiner eigenen und der Saite Elaſticität, auf- und niederhüpft, ungefähr wie ein über einen Waſſerſpiegel hingeſchleudertes Steinchen, und inſofern alſo gewiſſermaßen haltlos. Dieſes ſchwuppernde, vielleicht auch ein Peitſchen oder Klopfen mit dem Bogen auf die Saiten zu nennende Bogenſpiel, welches Paganini unter Anderm vorzüglich gern bei aus fünf Noten beſtehenden Figuren, anwendet, iſt das Einzige, was man bei ſeinem Spiel, neben dem ausnahmloſen Gelingen jeder ſonſtigen, wahrhaft ungeheuren Schwierigkeit, — dennoch mitunter auch einmal mißlingen hört, indem wie es ſcheint, die Sprünge des, gewiſſermaßen ſich ſelbſt überlaſſenen Bogens, denn doch nicht immer mit den Bewegungen der Finger der linken Hand genau zuſammentreffen wollen; wie denn auch gerade dieſes ſchwuppernde Staccato nicht eben die bewundernswürdigſte Seite der Paganiniſchen Virtuoſität iſt.

*) Paganini's zuweilen ganz regelloſes, oder beſſer zu ſagen, regelfreies Fingerſpiel, bewährt ſich bei ihm als das Reſultat nicht der Willkür, ſondern der vollendetſten Schulgerechtheit, durch welche allein er ſich die ſtaunenerregende Kunſt erworben haben kann, nicht allein ganze Melodieen mit Einem Finger, ſondern ſogar mit zwei Fingern auf zwei Saiten, im ſchnellſten

Digitized by Google

Im Flageolot beſitzt er ebenfalls eine ganz ungeheure Fertigkeit; chromatiſche Tonleitern, hinauf, herab, einfache, Doppeltriller, ganze Doppelſätze überwindet er in demſelben mit der größten Leichtigkeit. *)

Tempo ganze lange chromatiſche Läufe in Octaven auszuführen.

Was übrigens das Vortragen ganzer Cantilenen, Adagios, und Variationen mit Einem Finger angeht, ſo haben wir dieſes auch ſchon von anderen, älteren und neueren Violincomponiſten: Fiorillo, Viotti, Kreuzer, Rode, Spohr, Mazas und anderen mehr, häufig gehört und geſehen.

*) Sein Flageoletſpiel iſt in der That etwas ganz Anderes, als das, was man bisher auf dem Inſtrumente kannte; es iſt nicht das, auf die wenigen, gerade als Aliquottöne der leeren Saiten ſich darbietenden Töne beſchränkte, und aus der lückenhaften Reihe dieſer wenigen ſogenannten natürlichen oder leeren Flageolettöne, ängſtlich eine zuſammenhängende Tonfigur zuſammenleſende, und nur einzelne dabei entſtehenden Lücken durch Greifen mit dem erſten, und Anlehnen eines höheren Fingers (durch ſogenannte künſtliche oder gegriffene Flageolettöne) ausfüllende, ſondern ein durch keine Schwierigkeit beſchränktes Gebrauchen jedes zu jeder beliebigen Melodie erforderlichen, künſtlichen Flageolettones, ſogar zu ganzen zweiſtimmigen Melodieen, — was freilich ans Unbegreifliche gränzt.

Einigemal hat es mich übrigens bedünken wollen, als würden in eine im Flageolet vorgetragene Stelle mitunter auch einmal ein oder einige Nicht-Flageolettöne faſt unmerkbar mit eingeſchmuggelt, welche zu verdecken und den wirklichen Flageolettönen täuſchend ähnlich zu machen, nur durch die unbeſchreibliche flötenartige Weichheit möglich iſt, welche Paganini, durch eine eigene Bogenanlegung und Führung, auch den natürlich gegriffenen Tönen ſeiner Saiten zu verleihen verſteht, welcher zufolge nicht ſelten manche Zuhörer ungewiß ſind, ob eine gehörte ganze Stelle im Flageolet geſpielt geweſen, oder nicht, welche Täuſchung insbeſondere dadurch befördert wird, daß Paganini das Flageoletſpiel vorzüglich auch auf den tieferen Saiten, und alſo keineswegs nur allein in allerhöchſten Tönen, ausübt.

Digitized by Google

Endlich weiß er bei gehaltenen melodiſchen Sätzen ganze Paſſagen harfenähnlicher Töne mit der größten Deutlichkeit hervorzubringen, bei denen man verſucht wird, an Zauberei zu glauben. *)

Daß bei einem ſolchen Künſtler alle übrigen Eigenſchaften, die wir bis jetzt von einem Meiſter forderten, als da ſind: Ton, vollkommen reine Intonation, Seele des Vortrags, im höchſten Grad vereinigt finden, iſt wohl unnöthig zu erwähnen u. ſ. w."

So weit Herr Kapellmeiſter Guhr.

Gerne wird gewiß jeder Unbefangene, der Paganini gehört, das vorſtehende Urtheil des competenten Urtheilers mit unterſchreiben und unſerm Helden, neben der Anerkennung ſtaunenswürdiger mechaniſcher Virtuoſität, auch in Anſehung der Seele des Vortrages, die Anerkennung, als wahrer Künſtler in wenigſtens mehr als mittelmäßigem Sinne des Wortes zugeſtehen.

Denn wenn ich auch gerne geſtehe, daß, wollte man mich fragen, ob ich es vorziehen würde, mein Lebenlang

---

Gerade auch durch dieſen letzteren Umſtand, durch den, ſich vom gewöhnlichen Vogelgezwitſcher des Flageoletſpiels unterſcheidenden Gebrauch der tieferen Töne, gewinnt daſſelbe bei Paganini denn auch eine höhere Würde und eine gewiſſe Gediegenheit, gegen welche nur bisweilen ein, in den höchſten Flageolettönen auf zwei Saiten abgeſtoßen vorgetragener zwitſchernder Triller unangenehm abſticht.

*) Auch dieſes Kunſtſtück, wie verwundernswerth es an ſich ſelbſt, und von wie intereſſanter Wirkung es auch in der That zuweilen iſt, gehört doch zu denen, welche man immerhin noch ſparſamer angewendet zu hören, wünſchen möchte.

Digitized by Google

gerade nur nach Paganiniſcher Methode, oder aber in der Manier unſerer bisherigen Meiſter geigen zu hören, ich mich gewiß nicht für Erſteres entſchließen würde; — ſo bekenne ich doch auf der andern Seite eben ſo gerne, daß ich von Paganini, neben mancher, freilich des Adels wahrer Klaſſicität entbehrenden Bizarrerie, doch auch Manches mit *durchgängig* edler, tiefer und innig wahrer Empfindung vortragen gehört. Es wird dieſes wenigſtens Niemand läugnen, der z. B. ſein Adagio in ſeinem ſogenannten Potpourri oder Sonata militare gehört hat, ein wahres Schwanenlied einer tief ergriffenen, mit erhabener aber bitterer, gleichſam höhnender Wehmuth das Leben wegwerfenden Menſchenbruſt, vorgetragen mit einer Vollendung, die dem größten Künſtler Ehre macht.

Bei dieſem allen bleibt freilich immer die *techniſche* Seite bei Paganini die bei weitem *vorſpringende*, und von *dieſer* Seite betrachtet, ſteht dieſer neue Herkules als eine unerhörte Erſcheinung und als Gründer einer dem Inſtrumente eine Menge bisher nicht geahnt geweſener neuer Seiten abgewinnenden Schule da, auf deren ganz neu gebrochenen Bahnen die Kunſtgenoſſen und Kunſtjünger ſich nun nur weiter verſuchen, die dadurch gewonnen werdenden bis jetzt unbenutzt gebliebenen Möglichkeiten ſich eigen machen und ſie nach ihrer Individualität verweben und als Mittel zum höheren Kunſtzwecke verwenden mögen.

Goethe über die Muſik.

Wenn nach jenem ſchönen Worte Held und Dichter vereint zur Nachwelt wandern, ſo gilt dieß in noch höherem Grade von dem Dichter und Sänger. Die Muſe ſelbſt hat ſie verbunden, Einer lebt und wirkt nur für den Andern, und ſchnell ſtraft ſich an Beiden Vergeſſenheit dieſes heiligen Wechſelverhältniſſes. Nur die Gedichte leben unſterblich, welche den Zauber der Tonkunſt athmen, und im Munde des Volkes ſich gleichſam in einen gemeinſamen Beſitz jedes edlern Gemüthes verwandeln; und umgekehrt, was iſt Muſik ohne dichteriſche Fülle und Belebung! —

Kein Dichter aller Zeiten hat dieß tiefer erkannt, als unſer hoher Altmeiſter Goethe. Mag auch ſeine poetiſche Kraft von Anfang mehr den Geſetzen der bildenden Kunſt gehuldigt haben, als dem lyriſchen Gefühlleben, dennoch welch' einen Reichthum herrlicher, ſangbarer Empfindung entdecken wir bei jedem Schritte in ſeinen Schöpfungen! Wer iſt ſo ſehr Fremdling in denſelben, daß es einer Namhaftmachung ſeiner unübertrefflichen Lieder und Balladen, an deren Compoſition ſo viele vortreffliche Talente ſich geübt, bedürfte! Und ſo ſind beide, Worte und Töne, der Stolz und die Freude

Digitized by Google

des Volkes. An ihnen erwärmt ſich die Jugend, und das Alter, indem es ſie genießt, ſcheint verjüngt.

Wenden wir jetzt unſer Auge auf die Werke ſeiner allerletzten Periode! Auf eine überraſchende Weiſe findet ſich hier öfters die tiefe Bedeutung, die Allgewalt und Heiligkeit der Tonkunſt anerkannt. Goethe, ſo liegt es am Tage, fühlt ſich, nach Geſinnung und Neigung, im Alter gleich ſtark, und ſogar mehr als früher von Muſik angezogen. Ja, wir begegnen hier Ausſprüchen, welche an den Ernſt und die Begeiſterung der altpythagoreiſchen und der Platoniſchen Anſicht erinnern. So wird in der Novelle (Werke, Ausg. letzter Hand, Bd. 15, S. 330,) der grimmige Löwe durch das Flötenſpiel eines kleinen Knaben gebändigt. Herrlich iſt deſſen Geſang:

„Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan. —
Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern gute That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie."

So bezwang Orpheus einſt den Höllenhund, ſo rieth Pythagoras, durch Muſik das Wilde, Zuchtloſe in der Seele zu bezähmen.

Aber am treffendſten gibt ſich die erhöhte Anſicht des Dichters in ſeiner neueſten Hervorbringung, der gedankenreichen Frucht des jugendlichſten Greiſenalters, der zweiten Ausgabe von Wilhelm Meiſters Wanderjahren, kund.

Im zweiten Bändchen (Werke, Bd. 22,) führt uns der Dichter in eine wunderſam geordnete Erziehungsanſtalt. Das große Werk der Menſchenbildung wird dort von hocherleuchteten Vorſtehern gefördert, indem ſie als Ziel derſelben vor allen die Ehrfurcht betrachten, deren es wieder drei Arten gibt. Aus dieſen entwickelt ſich bei den Zöglingen Religion, Lebensklugheit und Charakter; und das Hauptbildungsmittel iſt Muſik. „Bei uns," ſagen jene Männer, „iſt der Geſang die erſte Stufe der Ausbildung; alles Andere ſchließt ſich daran, und wird dadurch vermittelt. Der einfachſte Genuß, ſo wie die einfachſte Lehre werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt, ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſangs mitgetheilt. — Wir haben die Muſik unter allem Denkbaren zum Element unſerer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Auch Inſtrumentalmuſik wird in dieſer Anſtalt geübt. Aber die Mißtöne der Anfänger ſind in gewiſſe Einſiedeleien verwieſen, wo ſie Niemand zur Verzweiflung bringen, „denn, heißt es, ihr werdet geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein trauriges Leiden zu dulden ſey, als das uns die Nachbarſchaft einen angehenden

Flöten- oder Violinſpieler aufdringt.“ — Bald darauf erſchallt ein allgemeiner Chorgeſang der Knaben, wozu jedes Glied an ſeinem Theile freudig, klar und tüchtig zuſtimmt, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſcht jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgeſang aufhebt, und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, auffordert, ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorſchwebenden Sinne anzupaſſen. Schon zeigten die Meiſten viel Gewandtheit; Einige, denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Es iſt nur ein geiſtreiches Spiel, das hier dargeſtellt wird. Und dennoch ergibt ſich darin die bedeutendſte Annäherung an die Chöre, welche Platon zur Bildung und Erholung der jungen Bürger ſeines idealen Staates anordnet.

In der Folge wird auch der Inſtrumentalmuſik gedacht. Man feiert in der pädagogiſchen Anſtalt ein Feſt, und führt den Gaſt, welches eben der wandernde Wilhelm iſt, der dort ſeinen Felix unterbringt, und zugleich über Jedwedes ſich belehrt, zum Bezirk der Inſtrumentalmuſik. „Dieſer, an die Ebene gränzend, zeigte ſchon freundlich und zierlich abwechſelnde Thäler, kleine, ſchlanke Wälder, ſanfte Bäche, an deren Seite hier und da ein bemooſ'ter Fels hervortrat. Zerſtreute, umbuſchte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in ſanften Gründen drängten ſich die Häuſer näher aneinander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen ſo weit auseinander, daß weder Töne noch Mißtöne ſich wechſelſeitig erreichen konnten. Sie näherten ſich ſodann einem weiten, ringsumbauten und umſchatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerkſamkeit und Erwartung

geſpannt ſchienen. Eben als der Gaſt herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Inſtrumente aufgeführt, deren vollſtändige Kraft und Zartheit er bewundern mußte. Dem geräumig erbauten Orcheſter ſtand ein kleineres zur Seite, welches zu beſonderer Betrachtung Anlaß gab. Auf demſelben befanden ſich jüngere und ältere Schüler; jeder hielt ſein Inſtrument bereit, ohne zu ſpielen; es waren diejenigen, die noch nicht vermochten, oder nicht wagten, ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man, wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hörte rühmen: ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele."

„Da nun der Geſang zwiſchen den Inſtrumenten ſich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieſer begünſtigt werde. Auf eine Frage ſodann, was noch ſonſt für Bildung ſich hier freundlich anſchließe, vernahm der Wanderer: Die Dichtkunſt ſey es, und zwar von der lyriſchen Seite. Hier komme Alles darauf an, daß beide Künſte, jede für ſich, und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; ſodann wird gelehrt, wie ſie ſich wechſelweiſe bedingen und wieder wechſelſeitig befreien."

„Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie. Denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben zerſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar

Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde ſich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht von ſeiner Seite durch lyriſche Zartheit und Kühnheit dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen, und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänne, hervorzurufen. — Die Sänger, die man hier findet, ſind meiſt ſelbſt Poeten."

Die Wohnungen der Muſiker ſind an Schönheit und Raum keineswegs denjenigen zu vergleichen, welche Maler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiedert auf Wilhelm's Frage deßhalb, dies liege in der Natur der Sache. „Der Muſiker müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſeyn, ſein Innerſtes auszubilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr, und lockt den Geiſt von innen nach außen." —

Gewiß verkennt Niemand in dieſen Ausſprüchen Goethe's manchen Anklang an uralte, ja Platoniſche Sätze. So in dem Vorrange, welcher der lyriſchen Poeſie bei dem Bildungsgeſchäfte zuerkannt wird, und beſonders in der Ausſcheidung alles dramatiſchen Darſtellens wegen ſeiner Lüge und Unwahrheit, und wegen der gewiſſenloſen Wirthſchaft, welche, nach einer hier angeknüpften geiſtreichen Bemerkung, das Theater mit dem rechtlich erworbenen Hab' und Gut der übrigen verſchwiſterten Künſte treibt. „Das Theater hat einen zweideutigen Urſprung, bemerkt Goethe, den es nie ganz, weder als Kunſt, noch Handwerk, noch als Liebhaberei, verläugnen kann." — Wie ſehr auch ſolche Aeußerungen mit früheren, ia eigentlich mit der ganzen Richtung nicht nur der *Lehrjahre W. Meiſter's*, ſondern des eignen Lebenslaufs unſeres Dichters, wie er ſelbſt hier faſt

rührend eingeſteht, im Widerſpruche begriffen ſind; — ihre Wahrheit ſpringt in die Augen. Dichtkunſt und Muſik haben durch eitles Schaugepränge zu allen Zeiten die nachtheiligſten Einflüſſe empfunden, und ſahen wir nicht in der allernächſten Vergangenheit in dem Vorwalten ſeichter, wollüſtiger Manieriſten über ächte Tiefe und großartigen Ernſt die furchtbarſte Barbarei hereinbrechen? — Ja, iſt denn nicht der Grund und Anfang der Entartung und des nicht zu läugnenden Sinkens unſrer Poeſie eben da zu ſuchen, woher man ſonſt Jugend und Kraft für ſie erhoffte, auf der entweihten Bühne? — Laßt uns jedoch nicht verzweifeln. Noch lebt in tauſend und abertauſend Seelen eine reine Flamme, und vielleicht läßt ein günſtiges Geſchick bald eine neue Morgenröthe der Kunſt und Schönheit über unſer theures Vaterland aufgehen, auf daß es nicht ſeinen Söhnen, noch den unterdeſſen rühmlich ſtrebenden Nachbarn im Weſten und Norden zum Hohn werde. —

Sicher und groß, wie ein Göttermund, ſpricht hier Goethe das Verderben aus. Der Lebenspunkt der Poeſie, die Lyrik, liegt in der Gegenwart darnieder, die Quellen ihres Wachsthumes ſind vertrocknet. Hier, wo Dichtkunſt mit der Muſik ſich innig berührt, wird ſie zugleich am fähigſten ſeyn, in den Gemüthern Kraft und Bildung zu fördern. Ohne Lyrik iſt alles Dichten und Geſtalten wenig mehr, als ein zweckloſes Spiel der Phantaſie, als die vom Winde verwehten Blätter in Sibyllens Grotte, die Niemand zu belehren noch zu tröſten vermögen. Dadurch ſind die Dichter des Alterthums ſo einzig und groß, daß überall das ganze menſchliche Daſeyn, rege und lebendig, ſich in ihnen ſpiegelt. Auch Homer bewegt das Gemüth, und wahrlich, obgleich ein Epiker, nicht

am wenigſten unter allen Hellenen. Er wirkt durch die tiefreligiöſe Anſicht, die ſeinen heitern Bildern erſt den rechten Hintergrund gibt, und ſo muß denn alle Poeſie und Muſik einen Idealgehalt, ein Wirkliches und Dauerndes zugleich, verhüllen und offenbaren.

Verbinden wir damit ein Paar einzelne Bemerkungen, welche Goethe am Schluſſe des angeführten Bändchens hinzufügt.

„Muſik im beſten Sinne,“ ſagt er S. 227, „bedarf weniger der Neuheit; ja vielmehr, je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie. — Die Würde der Kunſt erſcheint bei der Muſik vielleicht am eminenteſten, weil ſie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie iſt ganz Form und Gehalt, und erhöht und veredelt Alles, was ſie ausdrückt. — Die Muſik iſt heilig oder profan. Das Heiligſte iſt ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat ſie die größte Wirkung auf das Leben, welche ſich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die Profane ſollte durchaus heiter ſeyn. — Eine Muſik, die den heiligen und profanen Charakter vermiſcht, iſt gottlos, und eine halbſchürige, welche ſchwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, iſt abgeſchmackt. Denn ſie iſt nicht ernſt genug, um heilig zu ſeyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengeſetzten: die Heiterkeit.“ —

Dieſe Bemerkung bewährt ſich, genauer betrachtet, an jedem großen Tonſetzer, beſonders aber an Mozart. Er ehrte vor allen die heitere Muße. Erfreuliche Befriedigung iſt das Ziel, welches er ſich vorſetzt und allemal erreicht. Alle Leidenſchaften durchglühen ſeine Tondich-

tungen, Haß und Liebe, den wildeſten Jubel nicht ausgeſchloſſen, noch den tiefſten Jammer, die herzzerreißende Klage. Dieß beſteht ſehr wohl mit jener Goethiſchen Heiterkeit. Aber nicht heiter, ſondern verworren und verletzend wirken jene, welche zwar einen Hexenbrei zu miſchen, nicht aber den fürchterlichen Zauber auch wieder zu löſen verſtehen, vor allen aber diejenigen, welche entweder an unedle, undichteriſche Gegenſtände Zeit und Kraft verſchwenden, oder im Gebrauche der Mittel nicht Ziel noch Maaß beachten, die weltlichen Tand in die Kirche, und auf die Bretter welke Virtuoſen-Lorbeeren bringen, ſtatt der friſchgebrochenen Blüthe der Mußen. —

Sahen wir in dem Vorhergehenden die Würdigkeit, die heiligende Gewalt der Muſik von dem dichtenden Geiſtesbruder Platon's auf das treffendſte anerkannt, ſo erfreut es noch beſonders, ihre tröſtende Kraft von dem Dichter in dieſer jüngſten Schöpfung eindringlicher, als je vorher geprieſen zu finden. Wie ſchön iſt in der Erzählung, der Mann von fünfzig Jahren, der Moment, wo der durch Liebe zum Tode verletzte und gereizte Flavio ſein ſtarres Elend in den Zeilen ausſpricht:

„Ein Wunder iſt der Menſch geboren,
„In Wundern iſt der irre Menſch verloren;
„Nach welcher dunkeln, ſchwer entdeckten Schwelle
„Durchtappen pfadlos ungewiſſe Schritte?
„Dann in lebend'gem Himmelsglanz und Mitte
„Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle."

„Hier nun konnte die edle Dichtkunſt abermals ihre heilenden Kräfte erweiſen. Innig verſchmolzen mit Muſik, heilt ſie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem ſie

Digitized by Google

ſolche gewaltig anregt, hervorruft und in auflöſenden Schmerzen verflüchtigt.« Hilarie, die Freundin, aber noch von ihm nicht Geliebte, in der Abſicht, ihm Tröſtliches zu erwiedern, ſetzt ſich an den Flügel, und verſucht Töne und Rhythmen zu jenen Zeilen, ohne ſie zu finden. Dagegen entſteht ihr ein Gedicht, welches ſie ihm zum Troſte und mit Erfolg ſendet.

Wie reizend iſt im Verlauf die Schilderung des Lago maggiore, wo in einem der Paläſte auf den Inſeln ſich eine kleine Laute findet, welche ein heiterer Sänger dann zu allgemeiner Freude der Gegenwärtigen zu behandeln weiß! Beſonders iſt der wunderſam klagende Geſang, den die Venetianiſchen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erſchallen laſſen, von der außerordentlichſten Wirkung. Dann ſingt er wieder den landenden Damen (es iſt Hilarie, die mit einer ſchönen Witiwe, der einſt von Flavio Geliebten, reiſet,) zu Liebe, ſehnſüchtig jodelnd, heiter andringend vom See her. Zuletzt, vom Gefühl hingeriſſen, hält ſich der Jüngling nicht länger; er ermannte, er entſchloß ſich, auf ſeinem Inſtrumente kräftig präludirend, uneingedenk ſeiner früheren wohlbedachten Schonung. Ihm ſchwebte Mignon's Bild mit dem erſten Zartgeſang des holden Kindes vor. Leidenſchaftlich über die Gränze geriſſen, mit ſehnſüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub — — —

Hilarie ſtand erſchüttert auf, und entfernte ſich, die Stirne verſchleiernd. — Hilarien folgte der verworrene Jüngling; Wilhelminen zog mehr die beſonnene Freundin

hinter beiden drein. Und als ſie nun alle Viere im hohen Mondſchein ſich gegenüber ſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umhalſeten ſich, und Luna ward Zeuge der edelſten, keuſcheſten Thränen. —

Es iſt kein Zweifel, wer ſo die Gewalt der Töne ſchildert, der hat nicht bloß ſie oft empfunden, nein, ſeine Seele umſchließt deren eine Fülle. Sind doch Dichtkunſt und Muſik innig verbündet!

Und ſo erkennen wir hier wiederum praktiſch an dem großen Dichter, was er oben als Ueberzeugung ausſprach. Auch ihm hat die Tonkunſt ihren Zauberkelch gereicht, hat ihre ſüßen Träume in ſchweren Stunden ihm aufs Haupt geſenkt, wie er in der dritten Elegie ſeiner Trilogie der Leidenſchaft „Ausſöhnung“ ſo ergreifend bekennt.

„Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
„Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!
„Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
„Verflicht zu Millionen Tön' und Töne,
„Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
„Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
„Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
„Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.“

Licht- und Schatten-Punkte aus meinem Leben,

von C. Weisflog.

Schattenpunkt Nro. I.

Wie der Student Carolus ſeine Geige für einen Dukaten verkaufen wollen, und wie ſolches ein wohlbekannter Jemand verhindert.

Guter, ehrlicher Lorenz, du biſt ſchon lange dahin! Lange ſchon ruht dein Bügeleiſen und deine kunſtfertige Nadel von Anno 56. Alle die Deinen ſind auch dahin, deine Martha, die mich hätſchelte, und dein Dorchen die, verkrüppelt im dumpfen Schneiderzwinger, keine andere Freude hatte, als in den Stunden des Feierabends, den alten invaliden Flügel, mit den ſchnarrenden Trittregiſtern.

Dein Feierabend, du Guter! iſt errungen, und du freueſt dich längſt mit den Deinen des himmliſchen Sabbaths, beſſer wie hier einſt des irdiſchen, an dem du aus dem Nürnberger Muſchelkaſten grelle Bilder in Unzahl ſchufſt.

Neben den prachtvollen Mauſoleen, die ehemahliger Kaufmannſtolz und Reichthum rings um den Gottesacker von Hirſchberg erbaute, liegt dein ſtilles, beſcheidenes Grab, nicht weit vom Hügel meines verehrten Bauer.

Oft ſchon beſuchte ich die Gräber, und wenn ich im Bade zu Warmbrunn manchmal vermißt wurde im Kreiſe der Freunde, oder am grünen Tiſche, da war ich bei euch, oder ging ſinnend in der Drathziehergaſſe in Hirſchberg.

Hier wohnte ich einſt, als ich zu den Füßen meines Gamaliels, des trefflichen Bauer, ſaß, ganz hinten beim Meiſter Lorenz, ehrſamen Bürger und Schneider, auch des Gewerks treu verdienten Oberälteſten. Zwar war ich den Tag über, wenn die Lehrſtunden vorbei, mit der ganzen Familie in der Werkſtube eingepfercht, die noch durch volle Bücher-Repoſitoria, obbemeldeten invaliden Flügel und allerlei altes Gerümpel verengt war, das der Meiſter ſeit Menſchengedenken in Auktionen zuſammengekauft.

Aber ich hatte den Ehrenplatz hinten am Fenſter, auf dem grünbeſchlagenen Kanapee am runden Tiſchchen, und in einem und demſelben Schränkchen darunter lag mein Cicero, mein Homer und das Materielle, was für Mund und Magen alle Sonnabende die Hand der milden Tante ſpendete.

Aber droben unterm Dache, in der gegen Wind und Wetter ſchlecht verwahrten Bodenkammer, da war mein Paradies. Da ſtand mein Bett, da hing meine Geige. Da durft' ich mich ungeſtört ſtundenlang im Finſtern üben, in der hochheiligen Kunſt, für die mein ehrlicher Meiſter ſo gar wenig Sinn hatte, daß er meinte, mein Fiedeln ſey höchſtens ein Mittel gegen die Mäuſe, weßhalb denn auch alle und jede Geigentöne aus dem Schneiderzimmer verbannt waren, in dem es keine Mäuſe gab.

In der Bodenkammer aber waren ihrer etliche! — —

Selten verirrte ſich der Fuß eines der reichen Kauf- und Handelsherren der Stadt in dieſe einſame Gegend, ſelten bog hier einmal ein hübſches Mädchen um die Ecke, nach der Langengaſſe zu, und die kunſtfertigſten Läufe, wie die ſchmelzendſten Adagiotöne des Geigers da oben verhallten gewöhnlich ungehört, wie die Stimme des Predigers in der Wüſte, oft ſogar übertäubt vom groben Schlegel des daneben wohnenden Meiſter Böttchers, der nicht ſelten ſchnödes Gepolter trieb, und eigentlich von Rechtswegen aus der Nähe dieſer Muſen hätte relegirt werden ſollen.

Aber was kümmerte mich die Welt!

War ich doch glücklich im Reiche der Träume und meiner Phantaſieen!

Bald hüpfte ein leichtes Scherzo über die Saiten, bald rollte der Sturm des Donners aus den Tiefen und flog ſchneidend herauf in die Region zuckender Blitze. Bald aber tröſtete wieder ein ſanfter Choral das aufgeregte Gemüth, und erfüllte mit lieblichen Träumen der Zukunft die hoffende Seele des Armen, der freilich weiter keine Freude hatte, als ſeine Bücher und ſein Saitenſpiel.

Aber auch von dem Letztern ſollte er entſagen, auch von der geliebten Geige ſollte er ſich trennen. So wollte es ſein bitteres Geſchick. Denn war ihm nicht tiefe Kränkung widerfahren? Hatte nicht der Satansengel eines höchſt feindſeligen Schickſals ihn am vergangenen Sonntage mit Fäuſten geſchlagen, als er bei dem reichen, gottesfürchtigen Oheim den Tiſch hatte, und wo grade Söhne und Töchter, Vettern und Muhmen die Fülle, Alle ſtattlich geputzt an der Tafel befindlich?

O Gott! — war nicht, als man vom Tiſche aufſtand und mit Donnergeräuſch die Stühle zurückſchob, dann aber in weitem Kreiſe rings um den Tiſch betend ſtand — war ihm da nicht ein Stiefelabſatz, den er aus Noth mit Gummi Arabikum angeleimt, losgegangen? Lag nicht der verwünſchte Fleck wie eine dunkle Oaſe auf der blendend weißen Wüſte der Dielen, zwiſchen dem Betezirkel und dem Tiſche? Wendeten ſich nicht unter dem langen Gratias, das nach damaliger Sitte von Allen laut hergeſagt werden mußte, bei den Worten:

„Der Herr hat nicht Luſt an der Stärke des Roſſes, noch Gefallen an jemandes Beinen“

aller Blicke mit kaum unterdrücktem Lachmeckern nach mir hin, obſchon der alte fromme Oheim mit ſtrafendem Auge der loſen Jugend den Unfug verwies? O mein Heiland! wie ſtürzte ich mit ſchamglühendem Geſichte fort, fort in's Weite, immer hinter den Hausberg hinein in die tiefen Tannenſchluchten des melancholiſchen Sattlers, wo einſam die Fluthen des Bobers über die Steine rauſchen.

Aber ich hörte nichts als das verwünſchte: „der Herr hat nicht Luſt ꝛc.“ ich ſah nichts als den abſcheulichen Abſatz, obſchon mein Lorenz am bekannten Uferplätzchen unter den Weiden angelnd, mir freundlich herüber winkte.

Nein, bei Gott! rief ich: das iſt das traurigſte, was mir begegnen konnte! Wär' mir Vater und Mutter geſtorben, wär' mir die Geliebte — hätt' ich eine — treulos davon gelaufen, wär' ich unſchuldig in Ketten und Banden gelegt, mit welchem tragiſchen Effekte könnte ich nicht nach Dolch und Piſtole greifen, aber nun? — o Himmel! auch wenn ich noch ſo anſtändig

der ſchnöden Welt mein Valet ſagte, würde man dennoch nicht über den Abſatz lachen? — O, wahrhaftig, niemals wurde es mir anſchaulicher, daß der höchſte Punkt des Tragiſchen der iſt, wo man lächerlich wird. Denn wahrlich nicht

der Uebel größtes iſt die Schuld,

ſondern das Unglück: lächerlich zu ſeyn. Was hilft hier ſterben, was nutzen hier alle; noch ſo mahleriſche Zuckungen des Todes und der Verzweiflung — man lacht dennoch.

Alſo, dacht' ich, und faßte mir endlich ein Herz, alſo — Carolus! — ermanne dich, entwinde dich deinem erbärmlichen Schickſale und — ſchaffe dir ein Paar neue Stiefeln!

Aber freilich, woher ſollte ich die dazu nöthigen Fonds nehmen? Denn verſäumte ich heute das Abendglöcklein, ſo hatte ich auch nicht einmal den Sperrpfennig, um in das friedliche Aſyl meines Dachſtübchens zu gelangen.

Tauſend Pläne gingen durch meinen Kopf, aber alle ſcheiterten an der Unmöglichkeit, und dennoch mußte es ſeyn, dennoch mußten, wenn kommenden Sonntag wieder das „der Herr hat nicht Luſt ꝛc.“ gebetet wurde, ſtattliche neue Stiefeln an meinen Beinen glänzen, an denen der Herr an dieſem Sonntage ſo gar wenig Gefallen gehabt hatte. Woher aber der Dukaten kommen ſollte, der dieſe Metamorphoſe bewirken konnte, dies war und blieb wie ein Räthſel.

Trübſinnig und ſtill ſchlich ich mich heim in meine Bodenkammer. Da hing meine Freundin und Tröſterin die Geige. Aber wie ein Blitz zuckte mir der Gedanke durch die Seele, du ſollſt mein Retter ſeyn!

Wollte Abraham den einzigen Sohn dem Gebote des Höchſten opfern, ſo konnte ich ja wohl auch meine Geige eben dieſem Gebote des Höchſten zum Opfer bringen. Dieſes Höchſte aber war mir jetzt die Noth und meine gekränkte Ehre. Und wahrlich, wem iſt nicht im Leben dieſes Höchſte über den gegangen, den unſer Herz und unſer Glaube ſonſt den Höchſten nannte?

Mit Zittern griff ich nach meiner Freundin, um ihr noch einmal Melodieen der Tröſtung zu entlocken. Ach! es ſollte ja das letzte Mal ſeyn. Verkaufen wollte ich ſie morgen um den höchſt nöthigen Dukaten, darum ſpielte ich mich noch einmal recht ſatt, im Dunkel des ſchönen, warmen Junius-Abends. Und als nun lange ſchon — wie meine Wirthin unten durch die Brille fiſtulirt hatte — Vieh, Menſchen, Städt' und Felder ſchliefen, ſteckte ich traurig den Bogen in die Saiten, mich ſelbſt aber in's Bette, das bald, in ſeinen ſeligen Wellen, den Gram und Kummer dieſes Tages begrub.

Es war beſchloſſen.

Tag's darauf als ich Abends um ſieben aus den Stunden nach Hauſe kam, ſtieg ich hinauf in die Kammer, band dem Opferlamme, welches ich meiner Noth ſchlachten wollte, ein zartes, roſaſeidenes Schleifchen um den Hals, und wanderte dann mit meinem einzigen, geliebten Saitenſpiel unterm Rockſchoße die Gaſſe herauf nach dem Markte. Hier ſtanden im zweiten Stocke eines ſtattlichen Hauſes die Fenſter offen, und luſtiger Geigenton wirbelte herab, und unbändiges Gelächter.

Hier war es, wo das für mich Ungeheure geſchehen ſollte. Hier ſollte ich mein letztes Liebſtes für ein Paar ſchnöde Stiefeln hingeben. Es war ſchlecht, ſehr ſchlecht, aber — es mußte ſeyn.

Wie ein armer Sünder ſchlich ich die Stiegen hinauf. Kaum war der zitternde Finger vermögend anzuklopfen, und wie ein Donnerſchlag erſchütterte mich drinnen das „Herein“ des Dragoner-Offiziers, der hier im Zimmer am Pulte geſtanden, und auf ſeiner Geige ein raſches Allegro abgeſtrichen hatte.

Ein feines Herrlein ſtand bei ihm in ſeidenem Rocke der in alle Farben des Regenbogens ſpielte. Es war der Sohn des reichen Kaufherrn, dem das Haus und die ſchöne Tochter gehörte, die der Offizier zur Frau hatte. Aufgewachſen in üppigem Reichthum und Wohlleben war das Söhnchen, jung und vornehm der Offizier.

Von dieſen Menſchen ſollte ich Hülfe erwarten, und dieſen halb bettelnd mein Liebſtes hingeben?

Was wollen Sie, und wer ſind Sie? fragte der Offizier.

Ich bin der Student Carolus, war meine Antwort. Da ich weiß, daß Sie ein großer Kenner und Liebhaber der Muſik ſind, ſo wollte ich nur gehorſammſt anfragen, ob Sie nicht eine gute Geige — kaufen wollten, es ſtehet darin auf dem Deckel: Nikolaus Amati. Anno 1690.

Amati? — — Ha, ha, ha. Laſſen Sie doch ſehen. Wie viel wollen Sie für das Inſtrument?

Einen Dukaten, hochgeehrter Herr Lieutenant.

Einen Dukaten? — Und Sie geigen wohl ſelbſt?

Faſt gar nicht, log ich. Darum will ich auch die Geige verkaufen. — Glaube ihm nicht, Herr Bruder, ſprach hier das junge Schwägerlein. Der Herr Carolus ſpielt ſehr gut, und mit Vergnügen hab' ich und der Bruder ihm ſchon zugehört.

Ei, der Tauſend! rief der Offizier, da müſſen Sie mir doch hier gleich die Sonate von Cramer vorſpielen.

Lange weigerte ich mich. Aber das Zureden, das Nöthigen, das Bedürfniß, dem Herrn den ſchönen Ton meines Inſtruments zu zeigen, Alles dies, und auch wohl ein wenig Eitelkeit, beſtimmten mich, ein Herz zu faſſen. Ich trat an's Pult, und geigte wacker. Ach! es ſollte ja nun, wenn das Glück gut war, wirklich und wahrhaftig das letzte Mal ſeyn, auf dir mein geſchmücktes Opferlämmchen!

Das Stück war lange aus, aber meine Phantaſie verlängerte den Satz, und mich ſelbſt übertreffend, verlor ich mich im Tongewühl, bis ich endlich erſchöpft ſeufzte: es iſt genug! Verehrter Herr Lieutenant, hier haben Sie meine liebe Geige. — Ich reichte ſie hin, und ſchäme mich auch jezt noch nicht des Tropfens der nun aus meinem Auge auf das Griffbrett fiel.

Da zog aber das Herrlein den Offizier bei Seite, lispelte ihm einige Worte in's Ohr, und der Offizier, nachdem er mich lange mit wehmüthigem Blicke betrachtet, gab mir die Geige wieder, und ſagte:

Nein, junger Mann, von dieſer Liebe ſollen Sie ſich nicht trennen. Hier iſt der verlangte Dukaten, nehmen Sie dieſe Kleinigkeit als eine Belohnung Ihres trefflichen Spiels, das mich innig in meiner Seele ergözt, und beſuchen Sie mich recht oft, ſo lange ich hier bin.

Und — ſetzte das feine Herrlein hinzu — jeden Quartalstag haben Sie die Güte ſich von meinem Vater eben ſo viel, als eine kleine Beihülfe zu Saiten zu holen.

O Gott — wie freudig dankend ſtürzte ich zum Zimmer hinaus, wie ſelig in meine Bodenkammer!

So hab' dich ich denn wieder, du meine Einzige!

rief ich, und küßte die Geige. — So hab ich dich wieder! Ach! und ein Paar neue Stiefeln, und alle Vierteljahre einen Dukaten!

Schlecht hab ich an dir gehandelt, verkaufen hab' ich dich wollen, du Treue! Aber fortan ſoll uns nichts mehr trennen, als der Tod! — Und ich habe Wort gehalten. —

Dreißig Jahre ſind verfloſſen, aber auf meinem Klaviere vor mir liegt die freundliche, treue Geige.

Wer war aber das edle ſeidne Herrlein? —

Im Sommer 1819 ſaß ich zu Warmbrunn mit ihm und Callot Hoffmann, bei der traulichen Burgunderflaſche. Es iſt jezt ein langer, hagerer, ſchwarzer Mann, hat die Geſchichte rein vergeſſen, ſieht durch die Brille, iſt Doktor, und heißt — Conteſſa! *)

Schattenpunkt Nro. II.

Wie der Student Carolus den ehrlichen Pfarrer, der ein Liebhaber von Ungeziefer geweſen, belogen, und wie er nach Empfang eines Viatici, ſich ſelbſt mit diverſen Ohrfeigen bewirthet.

Meine Reiſe auf die Univerſität, nach Königsberg in Preußen, ging zwar nicht auf die ſchnellſte und ele-

*) Der Student Carolus irrt hier. Es war des beſagten Doktors Bruder, der Commerzienrath Conteſſa! Darum konnte ſich auch erſterer nicht auf die Geſchichte beſinnen. Hier in Dſchinniſtan wiſſen wir Alles ganz genau, darum hab' ich zur Steuer der Wahrheit durch Leipziger Meßgelegenheit dieſe Anmerkung in die Druckerei gelangen laſſen. E. T. A. Hoffmann.

ganteſte, aber doch auf die bequemſte und wohlfeilſte Art vor ſich, nämlich mit Vater Grundmann in Grünberg, dem weiland wohlbekannten, jovialiſchen Tuchfuhrmann, der manchen Sohn der Muſen ſchon zum Sitze der Weisheit ſpedirt hatte, aber nur bis nach Danzig fuhr. Bis dahin war der unermeßliche, mit ſechs Pferden beſpannte Frachtwagen, räumig wie eine Bauernahrung, mir Alles, was ich nur wünſchen konnte.

Weich und und bequem auf den Decken, die wohl fünffach auf den Kiſten lagen, war der Sitz, der ſich ſtracks mit wenigem Zupfen und Rücken zum Lotterbettlein oder zum wirklichen Lager verwandeln ließ, je nachdem es das Bedürfniß erforderte.

Wendete ich mich rechts, ſo war ich im Speiſezimmer. Denn dort ſtand der Kober mit Würſten, Aquavit und Semmeln, die ich von Hauſe mitgenommen hatte. Links war die Bibliothek und das Leſezimmer. Denn da lagen die Bücher, die ich als exemti von den andern im Koffer ehrenvoll getrennet und zu meinen Reiſemarſchällen und Geſellſchaftern erwählet.

Um aber im Weinkeller zu ſein, bedurfte es nur einer kleinen Beugung nach vorn. Denn da lag das Fäßlein mit Grünberger Ausbruche, von dem einſt freilich der große Friedrich auf ſchnöde Weiſe behauptet haben ſoll: „wohl denen, die ihn nicht trinken dürfen“! welches Dictum jedoch nirgends auf ſtringente Art bewieſen iſt, noch auch denen als wahr einleuchten dürfte, denen das vaterländiſche Produkt über das fremde geht.

Regnete es, ſo ſaß ich, trotz dem Nabob von Myſore, im behangenen Palankin, denn da ſpannte Vater Grundmann die Plane über, und ließ die Seitenlappen

herab. Dabei bewegte ſich aber das Ganze ſo milde und langſam, daß Le Vaillants Ochſenwagen, mit dem er das Kafferland befuhr, dagegen eine Sternſchnuppe genannt werden konnte, beſonders bei dem tumultuariſchen Ochſennaturell ſeines Geſpannes, welches niemals die Raiſon eines wohlerzogenen Frachtpferdes annimmt.

Obſchon mit den erſten Strahlen der ſchönen Junius-Sonne jedesmal richtig Grundmann ausrückte, ſo iſt es doch begreiflich, wie es unter dieſen Umſtänden ſchon ein tüchtiger Tagemarſch war, wennn wir vier Meilen machten. Und eben daher erklärt es ſich, wie ich auf der Reiſe von der Heimath nach Danzig volle drei Wochen zubringen konnte. Nachmittags um fünf Uhr waren wir jedesmal beſtimmt im Nachtquatiere, und wer die Dörfer und Wirthshäuſer eines Theils der Neumark, Polens und Weſtpreußens kennt, durch welche die Wanderung ging, wird nach den maleriſchen Anſichten und den Merkwürdigkeiten dieſer Fahrt eben nicht begierig ſeyn, auch wohl die lange Weile entſchuldigen, die mich in den Herbergen hätte plagen müſſen, wenn ich mir nicht als ein ſpekulativer Kopf auf mancherlei Weiſe zu helfen gewußt.

Zum Spazieren in Gärten und Wäldchen, an ſchattenvollen Bächen oder romantiſchen Teichen und Nachtigallen-Gehegen, war faſt überall keine Gelegenheit, weil von allen dieſen Allotriis, wie man ſie wohl etwa im Sachſenlande neben fruchtbaren Feldern antrifft, in der Regel hier keine Spur war.

Wollte ich nun nicht von fünf Uhr an bis um zehn Uhr des Abends, wo man ſich doch erſt im Juni mit Anſtand auf die Streu legen kann, in der wüſten Her-

Digitized by Google

berge zubringen, unter Fuhrleuten oder beſoffenen Knechten, ſo blieb mir nichts übrig als — wie man zu ſagen pflegt — der Kundſchaft nachzugehen, das heißt vor allen Dingen die Zunft- und Handwerksgenoſſen, nämlich — wenn einer da war, den Paſtor loci oder den Herrn Gerichtshalter heimzuſuchen, wenn aber derlei Dorfgötter ſich nicht vorfanden, in subsidium dem Edelmanne die Aufwartung zu machen, oder bei dem Ludimagiſter oder Organiſten einzuſprechen.

Dieß hatte für mich einen doppelten Vortheil.

Die Stunden des Tages vergingen, und ein ergötzliches Abendmahl fehlte nie. Ja, ich kann mit Wahrheit behaupten, nicht allein für mich waren manche dieſer Abende höchſt ergötzlich, ſondern auch für meine liebreichen und gaſtlichen Wirthe. Denn ich war in Gegenden, wo ſo gar Niemand mich kannte, ein überaus luſtiger Vogel, und trieb mancherlei Kurzweil und loſen Schwank. Daß dabei die Wahrheit nicht immer auf das ſtrengſte im Geſicht behalten wurde, läßt ſich denken. Ja, es gab Abende, an denen aus meinem Munde auch nicht ein wahres Wort ging.

Mit beſonderem Vergnügen erinnere ich mich unter andern, als ich die beiden Thürme des Kloſters Paradies ſo eben hinter mir hatte, des Abends den ich auf einem Edelhofe zubrachte, in welchem der Herr, die Frau und die ganze Familie, wie ich erfahren — es war in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution — für die erklärteſten Freunde der Freiheit- und Gleichheitmänner galten. Hier war ich ein Reiſender, der ſo eben graden Weges aus Paris kam. Mein geläufiges Franzöſiſch, das hier Alle wie ihre Mutterſprache redeten, unterſtützte den Trug, und mit Schnellfuhren wurden

Freunde und Nachbarn herbei geholt, um den wacker Gereiſ'ten erzählen zu hören.

Wie ſieht der Robespierre aus, was trägt er für Locken? Wo ſpeiſet Fouquier Tainville zu Abend? Iſt es wahr, daß ihm kein Rock ſitzt? Kennen Sie den Dichter und Komponiſten — Beides in einer Perſon — des „Allons enfans?" Warum ſetzten ſich die Brißotiner nicht zur Wehr, als ſie merkten, daß es ſchlimm herum reichen würde? Wo wurde am zweiten September am meiſten gemordet? Was iſt der Tempel für ein Gebäude? Wer iſt hübſcher, Madame Tallien oder Madame Recamier?

Alles dieß und tauſend andere Fragen mußte ich nach aller Umſtändlichkeit beantworten, und kein Odem in der ganzen Geſellſchaft regte ſich, wenn ich den Sturm auf die Baſtille, den ich ſelber mitgemacht, oder die Gräuel-Scene beſchrieb, wie ſie den Kopf der Prinzeſſin Lamballe, mit den wallenden blonden Locken, auf einer Stange durch die Straßen getragen. — Die Charlotte Corday hatte ich ſehr wohl gekannt, und war ſo gut wie Andere im Badezimmer geweſen, in dem Marat ermordet worden, der mir übrigens noch zwei Tage vorher ein Exemplar ſeines Ami du Peuple geſchenkt hatte. Im Konvente war ich gerade zugegen, als über Ludwig geſtimmt wurde. Als ſuspekt hatte ich auch eine Nacht im Violon herbergen müſſen, und es wär' mir gewiß übel ergangen, wenn nicht mein Wirth — der Friſeur, welcher Robespierre bediente, ſich für mich verbürgt gehabt, da die Denunciation gegen mich, ſchon beim Revolutions-Tribunal eingegeben worden, und mir der öffentliche Ankläger, dem ich einſt zu Paſſy auf's Hünerauge getreten, nichts weniger als gewogen war.

Wahrhaftig ich erzählte mich ſo in die Lüge hinein,

daß ich, als die dampfende Punſchbowle kam, ſelber an alles das glaubte, den Beifall meiner Geſellſchaft und das gefüllte Glas als einen ſchuldigen Tribut für meine ausgeſtandenen Fährlichkeiten annahm, und aus dieſen phantaſtiſchen Träumen nur dann erſt in die Wirklichkeit zurück erwachte, als ich bei dämmernder Nacht vor der Herberge wieder den wohlbekannten, proſaiſchen Frachtwagen ſtehen ſah, und die Nebel des eingenommenen Göttertranks ſich allmählig in klares Bewußtſeyn aufzulöſen begannen.

Dabei kam es mir gar nicht ein, mir über dieſe meine dichteriſchen Kunſtfertigkeiten irgend den geringſten Skrupel zu machen, vielmehr gab mir die Einſamkeit meines Wagens den Tag darauf nur immer neue Ideen zu loſen Schwänken und guten Abendmahlzeiten, und den Tag hielt ich für rein verloren, dem ich im Wirthshauſe, aus Mangel an Gelegenheit für mein fruchtbares Ingenium, Valet ſagen mußte.

So ging es, bis etwa drei Tagereiſen vor Danzig Aber hier war es, wo ich aufhören ſollte, über meine Streiche zu lachen. Hier war es wo endlich das Krüglein, das ſo oft zum Brunnen gegangen, den Henkel verlieren, und ich die gerechte Strafe für meine Unbilden erhalten ſollte.

Ehrlicher Amtmann, dem ich die engliſche Landwirthſchaft, wie ich ſie um London geſehen, beſchrieben; ehrlicher Kommerzienrath, der du vor Angſt zitterteſt, als ich auf einem holländiſchen Schiffe dem Mähler Strudel zu nahe gekommen. — — Schon zogen die ſchäumenden Kreiſe das Fahrzeug nach der Mitte hin, nicht fern mehr heulte der Abgrund, das Tauwerk krachte, die Matroſen ſchrieen, beteten und fluchten, der Tod gähnte uns entgegen, da faßte ein Sturm die auf-

geſpannten Segel, ſchleuderte uns aus den ungeheuern Schlingen des Wirbels und — wir waren gerettet! — Ehrliche, belogene Burgherren, ihr ſeyd gerächt! Die Nemeſis erreichte mich, wie ſie einen Jeden endlich erreicht, und ich ſelbſt war ihr ſtrafendes Werkzeug.

Wir waren nämlich wieder in einem dürren Dorfe und vor einer höchſt erbärmlichen Kneipe in's Nachtquatier gekommen. Ach! und kein Baum, kein kühlender Schatten war zu ſehen, ſo weit das Auge reichte. Ach! und es war erſt halb fünf, dabei der ſchönſte, ſonnigſte Juniustag, den man ſich denken kann. Nirgend ragte aus dem öden Sandboden eine freundliche Thurmſpitze, oder auch nur ein Schindel- oder Ziegeldach hervor, das mich einen gaſtlichen Wirth oder eine wohlbeſtellte Küche hätte vermuthen laſſen, und ſchon wollte ich meine Seele in Geduld faſſen und mich den Fliegen der Schenkſtube und den Plagen ihrer anderweitigen zwei- und vierbeinigen Inquilinen anheimgeben, als mein treuherziger Grundmann, der meine Liebe zu nachmittäglichen Exkurſionen ſattſam kannte, und oft, wenn ich ihm die getriebene Kurzweil erzählte, lachte, daß ihm das Bäuchlein wackelte, zu wiſſen that, wie etwa eine Viertelmeile von hier, dort hinter dem Kieferwalde ein ſehr angenehmes Kirchdörflein liege, in welchem ganz am äußerſten Ende, in einem ſchönen Garten, zu dem eine breite Kaſtanien- und Linden-Allee führe, ein alter, guter Pfarrherr wohne, der zwar unverheirathet und ſehr grob, dabei aber auch grauſam gelehrt und gaſtfreundlich ſey.

Die Adagiotöne, wie ſie die Kirchgeßner aus den Glocken der Harmonika zieht, ſind himmliſch, aber ſie

ſind gar nichts gegen den Wohllaut dieſer Zauberworte meines theuern Grundmann.

Garten — breite Kaſtanien= und Linden=Allee — alter guter Pfarrherr — unverheirathet — gelehrt — gaſtfreundlich — alle dieſe Laute durchklangen meine Seele, wie die ſüßeſte Melodie. Nur das Wörtlein grob, wollte mir dabei nicht recht munden, und ich erkundigte mich daher näher, was es damit für eine Bewandniß habe. Aber ſo eben wurde der Wagen abgeſpannt, und Grundmann, der mit dem Knechte jetzt anders und nothwendiger zu thun hatte, verwies mich, zur Befriedigung meiner Neugierde an die Wirthin.

Dieſe erzählte mir denn, daß der Herr Pfarrer zwar ein herzensguter, alter Mann ſey, aber dabei in ſeinem Hauſe, in Büchern, Schachteln und Käſten, allerlei garſtiges Ungeziefer, Raupen, Würmer, Fliegen, Schmetterlinge, ja ſogar Fröſche und Kröten hege. Komme nun einer zu ihm, der keinen Gefallen daran zeige, ſo werde er einſilbig und grämlich, ja ſogar habe er neulich einen Kandidaten, der für ihn geprediget, und der das Ungeziefer nicht eines Blickes gewürdiget, erſt bei der Bruſt gepackt, und ihn zu einem dicken Buche geſchleppt, in welchem auf das künſtlichſte Fröſche und Kröten abgebildet, nachher aber, als ſich der Kandidat geäußert, das häßliche Geſchmeiß hätte wohl bei der Schöpfung der Welt füglich hinwegbleiben können, die Schlafmütze vor Zorn auf die Erde geworfen, und den Schöpfungtadler zum Hauſe hinaus gejagt. Sollte es nun mir nicht eben ſo gehen, ſo werde ich ſchon in einen ſauern Apfel beißen und das ſchlechte Gewürm etwas weniges loben müſſen.

Hatten vorher Töne des Himmels und der ſüßen

Hoffnung mein Ohr umſchwebt, ſo füllten beſonders dieſe Worte meine ganze Seele mit Entzücken und Sehnſucht.

O glückliches Kirchdorf! Dein Pfarrer iſt ein Naturforſcher! O glücklicher Pfarrer! Kein Hauskreuz verbittert dein ſtilles, kontemplatives Leben! Dein Weib, deine Geliebte iſt die ewig ſchöne, weite Schöpfung, deine Kinder das unzählbare Heer deſſen, was da kreucht und fleugt! — O du Glücklicher! Du kenneſt vielleicht meinen treuherzigen, mühſamen Röſel von Roſenhof, der die Natur belauſchte, und mit künſtlichem Pinſel die Wirklichkeit zu verewigen wußte, wie ſie leibt und lebt. Glücklicher Pfarrer! Du haſt ihn vielleicht ſelbſt, den köſtlichen Röſel! — Hin, hin zu dir, in deinen Garten, in den freundlichen Sitz deiner ſtillen Muſen!— So rief ich und ſchleuderte vor Freude dem Hunde die kaum angebrochene Wurſt zu.

In wenig Minuten hatte ich den dürren Tannenwald hinter mir, und ſchüttelte den Staub von meinen Füßen.

Da lag das grüne, freundliche Kirchdorf, umgeben von üppigen Wieſen und Gärten. Das Herz ſchwoll mir vor Freude. Ich fühlte mich in meiner blühenden Heimath.

Aus Neigung war ich Entomolog, und hatte ſchon in früher Jugend Käfer und Schmetterlinge, die — wie der Todtenkopf — als ein Wunder angeſtaunt und verehrt von meinen Mitſchülern wurden, welche zwar nicht wie ich Hoſen und Wams auf der wilden Jagd zerriſſen, dafür aber auch ohne Paſſauer Kunſt, mehr als ich, ſchlägefeſt waren.

Was übrigens die gerühmte Gelehrſamkeit des Alten

anbetraf, ei nun, ſo brauchte ſich damals mein theures, etwas eitles Ich, davor nicht zu fürchten. Kam ich doch, wie mir nachher Kant ſelber ſagte: ex Schola Baueri!

Alſo wandelte ich getroſt und voll ſeliger Hoffnung durch das Dorf, und Alles würde ſehr gut geweſen ſeyn, wenn nicht der gottloſe Lügengeiſt auch hier in mich gefahren wär', und mich zu ſchnödem Trug verleitet hätte.

Es war, als müſſe und könne es nun gar nicht andere ſeyn.

Mein Plan war entworfen.

Ich war jetzt ein Candidatus Theologiae, der von der Univerſität Frankfurt kam, und nach Königsberg reiſ'te, um noch Kant und Pörſchke zu hören.

Eigentlich war ich noch gar nichts. Aber ich wollte unter Juſtinians Fahnen dienen, und die Sommer-Sonne hatte dafür geſorgt, mein, für einen Candidatum Theologiae etwas zu jugendliches Geſicht beträchtlich zu bräunen, und um wenigſtens zehn Jahre älter zu machen. So ſah ich nun am Ende des Dorfes den ſpindelförmigen Kirchthurm, und trat in die breite Allee von Kaſtanien und blühenden Linden, in deren köſtlichem Aroma tauſende von Bienen ſchwelgten und ſummten.

Ganz hinten ſtand die Pfarrwohnung, die Hausthür, zu der man auf einer Treppe gelangte, rechts und links mit Bäumen beſetzt, unter ſchattenvollen Linden.

Da ſaß der alte Pfarrer, rauchte ſein Pfeifchen im häuslichen Schlafrocke, und neben ihm ſtand auf der Bank der ſtattliche Bierkrug mit ſilbernem Deckel und Schnäuzlein.

Mit der Frage: „wer man ſey," griff der Alte,

bei meinem demüthigen Gruße, nur obiter an die Nachtmütze, und würdigte mich kaum eines betrachtenden Blickes.

Ja, der iſt grob, dacht' ich, und erzählte kecklich, was ich mir vorgenommmen.

Ohne auch nur ein Wort weiter zu ſagen, als: lege! reichte er mir das neben ſich liegende, aufgeſchlagene Buch hin, und wies mit dem Finger darauf.

Mit der Gelehrſamkeit hatte es auch ſeine Richtigkeit. — Es war das erſte Kapitel des Evangeliſten Lukas, griechiſch. Ich überſetzte es ſofort in gutes Latein, und adſpergirte einige Notulas, von denen ich beſonders hoffte, daß ſie mir bald zum kühlen Sitze neben dem Bierkruge verhelfen würden. Aber umſonſt! Dazu wurde nicht die geringſte Anſtalt gemacht. Vielmehr ſtand der Alte ſchweigend auf, und ging in's Haus, aus deſſen halb offener Thüre das widerliche Geſicht eines alten grämlichen Weibes blickte.

Bald aber kam er wieder, und mit den Worten: man leſe! reichte er mir die hebräiſchen Pſalmen Davids. — Gerechter Gott! ſie waren ohne Punkte. Aber dennoch ging auch dieſe Doktorprobe gut von ſtatten. Hatte ich doch wirklich einmal Theologie ſtudiren ſollen und wollen. Und nun rief der Pfarrer in das Haus hinein:

Hedewiga! rupfe noch ein Hühnlein, der Herr wird heute mein Gaſt ſeyn, und bring' flugs noch einen Krug Modlauer!

Candidate! man ſetze ſich neben mich! — Dieſe Worte tönten nun eben ſo lieblich in mein Ohr, als vorher der Empfang und das Examen rigorosum unlieblich geweſen waren.

Digitized by Google

Dazu kam nun der friſche labende Trank, und ich geſteh' es, daß ich auf die Frage, ob ich ſchon Veniam concionandi habe, nicht ohne Gewiſſensbiſſe mit ja! antwortete. Aber, wie geſagt, es konnte nun ſchon einmal nicht anders ſeyn, und ſomit erzählte ich denn ein Curriculum vitae, das von Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben bloß das lezte Ingredienz enthielt.

Sey es nun, daß dieſe Erzählung, oder der gute Erfolg daran Schuld war, mit dem er mir während dem Erzählen einigemal mit großer Geſchicklichkeit auf den literariſchen Zahn gefühlt, genug, mein guter Alter wurde immer freundlicher, und bedauerte nur, wie ich aber wohl merkte, mit irgend einer verſtellten Abſicht, daß es hier unter den Linden vor Geſumme und auch vor Mücken und Fliegen kaum auszuhalten ſey, und man doch eigentlich nicht recht wiſſe, wozu derlei Geſchmeis, welches doch nur zur Plage des Menſchen diene, eigentlich erſchaffen worden.

Wozu? verehrter Herr Pfarrer! war meine Antwort. O, dieſe Frage kann nicht Ihr Ernſt ſeyn.

Wie würde der Tadler ſtaunen, der den ſchönen Cactus darum bedauerte, daß ihn das häßliche Gewürm der Coccus coccinellifer zu Schanden fräße, wenn man ihm ſagte, daß eben dieſes Gewürm den köſtlichen Scharlach gebe; wie würde er ſich ſchämen, wenn man ihm die Fälle aufzählte, in denen die ekelhafte Kantharide ſchon Menſchenleben gerettet! — Und gibt nicht die ſtechende Biene den Honig, ſpinnt nicht eine Raupe den Sammtmantel des Königs und das Brautkleid der Fürſtin?

Aber wenn wir auch jezt noch nicht wiſſen, welches nothwendige und nützliche Glied der großen Kette, Flöhe,

Digitized by Google

Läuſe, Mücken und ihres Gleichen ſind, ſtehen wir denn am Ende der Dinge und der Erkenntniß?

Wußte man vor zweihundert Jahren wohl, daß der Dintenwurm dem Mahler die Sepia geben würde, und kann nicht vielleicht nach fünfhundert Jahren Manches als höchſt nützlich gehegt und geſammelt werden, was wir jezt ohne weiters todtſchlagen und vernichten? Und wär' auch das Alles nicht; welcher Menſch, der Sinn für Schönheit hat, wird wohl die prachtvolle Phalaena bombix lunigera — das Nachtpfauenauge — oder den wackern Schröter — Lucanus cervus — oder den wunderbaren Laternenträger — Fulgora laternaria für ſchnödes Ungeziefer halten? Welcher Menſch von Gefühl und Beſinnung wird nicht im geringſten Wurme die Größe des Schöpfers bewundern, ſo wie den Geiſt der Weiſen, die die Natur in ihrer Werkſtatt belauſchten und ihre Geheimniſſe mit Wort und Farbe offenkundig machten! —

Mit glänzenden Augen ſtand der Pfarrer auf, ergriff mich unſanft beim Kragen, und ſprach mit halb verſagender Stimme: O Candidate! rem acu tetigisti! Man trete in mein Haus, und komme in mein Muſeum, denn ſolcher iſt das Reich Gottes!

Wir ſtiegen die Treppe hinauf in eine Oberſtube. Himmel, wie ward mir, als ich eintrat! Auf einem Tiſche lag aufgeſchlagen von Gleichens Beobachtungen über die Blattläuſe. Daneben ſtand ein prachtvolles Sonnenmikroſkop. Eine ſtattliche Bibliothek zog ſich rings um die Wände, dazwiſchen hingen Glaskäſten mit Inſekten und Schmetterlingen, und oben auf dem Repoſitoriis ſtanden in Unzahl ausgeſtopfte Vögel und andere Thiere.

Ich war wirklich im Heiligthum der Natur, und einer ihrer ehrwürdigſten Prieſter ſtand vor mir. — O ihr wunderbaren und ſchönen Geſchöpfe Gottes! rief ich: wie iſt mir ſo wohl bei euch! — O mein Röſel! wo biſt du, daß du dich über das Alles mit freuen könnteſt!

Röſel? — rief der Alte, und drückte zitternd vor Freude meinen Kopf, Candidate! — den hab' ich — den hab' ich, und auch die Merian!

Schnell waren die Quartanten herabgelangt und ausgebreitet, und wechſelſeitig ergoſſen wir uns nun in das Lob der großen Naturforſcher.

„Und klebte man die Flügel des Tagfalter auf das Papier, die Farben könnten nicht wahrer und brennender ſeyn!“

Der Puder auf den Flügeln, jedes Wollhärlein der Nachtvögel, wie wirklich und wahrhaftig!

„Und der gemeine Krebs — o greift ihn, er entläuft!“

Und wie kindlich und treuherzig ſich der Mann freuen kann, wenn er endlich eine Raupe ertappt, oder einen Käfer gefangen, dem er Jahre lang nachgeſtrebt!

So exklamirten wir wechſelweis, und viel zu früh kam uns endlich der Ruf zur Mahlzeit.

Eine Erdbeerkaltſchaale mit Ungarwein war der erfreuliche Vorläufer des Hühnleins, welches mit Salat, die mir vorher ſo widerliche Haushere, die nun freundlich auftrug, auf das köſtlichſte bereitet hatte. Darauf folgte endlich eine Schüſſel der ſtattlichſten Krebſe, in denen wir feierlich die Geſundheit des trefflichen Röſel aßen, die Todten hoch leben ließen, und nicht merkten, daß der dämmernde Abend hereingebrochen.

Aber die Thurmuhr ſchlug neun, und es mußte geſchieden ſeyn. Mit bitterſüßen Empfindungen ſtand ich auf, neigte mich tief vor dem gaſtlichen Wirthe, und ſagte ihm dankend mein Valet.

Gern, erwiederte der Alte: gern ſagte ich, laßt uns hier drei Hütten bauen, mir eine, Dir eine und der Hedewiga eine; aber das kann nun ſchon nicht ſeyn, darum gehe denn der Herr Candidatus in Gottes Namen, und nehme von mir noch freundlich einen Zehrpfennig mit auf den Weg.

Bei dieſen Worten ging er an ein Schränklein, kramte lange darin, und drückte mir endlich Etwas, in Papier gewickelt, in die Hand.

Gerührt verließ ich ihn.

Er ſah mir freundlich winkend, auf der Treppe vor der Hausthüre ſtehend, nach, und ſo empfing mich denn nun wieder die blühende Allee in ihrer Dämmerung.

Etwa fünfzig Schritte war ich gegangen als mich die Neugierde plagte, zu ſehen, was im eingewickelten Papiere ſey. Immer fortgehend — daß der Pfarrer, der mir noch immer nachſah, davon nichts merken ſollte — wickelte ich das Papier und fand — fand — o Himmel — ein Zweigroſchenſtück.

Scham und Unwille durchzuckte mein Innerſtes. — Alſo wie einen gemeinen Handwerksburſchen behandelt er dich! o Gott! — ſo tief kann mich der Mann erniedrigen!

Soll ich hin zu ihm; ſoll ich ihm Grobheiten ſagen, ihm den ſchnöden Bettelpfennig vor die Füße werfen?

Soll ich — — Halt! rief mein Gewiſſen — haſt du um dieſen Mann mehr verdient — Carolus? Haſt du mit deinen Lügen auch dieſes verdient? Und weißt

du denn, ob er Geld zum Weggeben hat? — Haben denn nicht die Gelehrten in der Regel alle nichts? Kann er nicht vielleicht den letzten Beichtgroſchen für Dich herausgeſucht haben? Mußte er nicht lange genug ſuchen, und hörteſt Du wohl ander Klappern?

Und wär auch dies alles nicht: hat er Dich nicht freundlich und gaſtlich bewirthet? — — Darum — Carolus — füge deinem Unrechte nicht noch das ſchändliche Laſter des Undanks hinzu.

Von dieſen Reflektionen durchdrungen, drehte ich mich um, und hielt das Geldpapier hoch in die Höh, und ſchwenkte freudig Hut und Schnupftuch.

Da ſah ich wie mir der Alte winkte und laut rief:

Candidate! Candidate! man komme noch einmal zurück!

Obſchon ich nicht zu enträthſeln im Stande war, was er nun noch mit mir wollen konnte, ſo ging ich doch zurück, ſtieg die Treppe hinauf, und fragte: ehrwürdiger Herr Pfarrer, was ſteht noch zu Ihrem Befehl?

Aber mit naſſen Augen drückte der Alte meinen Kopf und ſprach:

> Ei Du frommer und beſcheidner Knecht! Du biſt mit Wenigem vergnügt geweſen — Darum ſollſt Du ein Mehreres haben. Der Herr ſegne und behüte Dich!

Er hatte meine Hand gefaßt. Zwei große Goldſtücke blieben darin, und vernichtet ſtürzte ich fort in die dunkle Allee.

O du Elender, ſprach ich zu mir ſelbſt: du ſchändlicher Menſch! — Dieſen Mann konnteſt Du belügen! — Nein! — ſtraft Dich deine eigene Hand nicht,

ſo dürfte die Hand des Höchſten über Dich kommen, denn — Strafe muß ſeyn.

Und ſo trat ich bei Seite, hinter eine blühende Hainbuttenhecke, und ſtrich mir ſelbſt etzliche von denen, deren ich in der Vorrede erwähnt. —

Als ich nach zwölf Jahren wieder durch dieſe Gegend reiſete — die Linden blüheten wieder, die Bienen ſummten, die Nachtigallen ſchlugen — wollte ich den ehrlichen Pfarrer, reumüthig Alles verbeſſernd, wieder beſuchen. Das ſpindelförmige Kirchthürmlein tauchte noch aus dem dunkeln Grün herauf, wie damals, die Bänke vor der Hausthür ſtanden noch, wie ſie damals geſtanden, aber — niemand ſaß darauf, denn der ehrliche Pfarrer war lange ſchon — heim gegangen zu Röſel von Roſenhof.

Schattenpunkt. Nro. III.

Wie ein Stadtrichter ein Teſtament nach der Kunſt gefertiget, und wie dabei zuletzt die Naſe des ſeligen Aktuarii an Länge beträchtlich zugenommen.

Es iſt wahrlich ein ſehr ernſter Moment, in dem der Menſch an der dunklen Pforte des Jenſeits ſteht, von wo noch niemand zurück gekehrt. Der liebende

Hausvater, die treue, zärtliche Gattin und Mutter, noch ſehen ſie ihre Lieben, die um das traurige Lager ſtehen. Aber bald wird die Stunde ſchlagen, wo ſie getrennt ſind von einander — wer weiß denn auf wie lange!

Ungewiß iſt das Reich der Zukunft. Gewiß aber das Scheiden.

Dein holdes Weib weint lange noch um dich, deine unſchuldigen Kinder wachſen und blühen herauf; — Abgeſchiedener, du ſiehſt es nicht! Ueber dir rollt die Woge der Zeit. Du ſchläfſt im dunklen, ſtillen Grunde des Todes!

Aber noch ein Augenblick des Lebens war dir übrig, noch eine Stunde ſahſt du das Taglicht dieſer freundlichen Welt, und du benutzteſt den, dir noch bleibenden Moment, zur Sorge für deine Lieben, daß ihnen bleibe und ſie genießen, was du mühſam erworben. Dein brechendes Auge, es blickt voll Vertrauen nach dem Manne, den das Geſetz dir ſchickte nach deinem Wunſche. Er iſt dir nun Alles, denn durch ihn wirſt du noch lange mit den Deinen und für die Deinen leben, wenn du lange ſchon dahin biſt.

Wahrlich, auch für den Richter iſt es ein ſehr ernſtes Geſchäft, mit Wort und Schrift die Zukunft zu feſſeln, daß ſie des Sterbenden Willen erfülle, und der Scheidende mit der Gewißheit ſich zum ewigen Abſchiede niederlegen kann: ſo wird es ſeyn in meinem Hauſe, wenn ich nicht mehr bin.

Niemand war wohl jemals tiefer vom Ernſte dieſes richterlichen Geſchäfts durchdrungen, als ich, und die Aufnahme eines Teſtamentes für niemanden jemals ein feierlicherer Akt, als eben für mich. Aber dennoch iſt mir ein Fall vorgekommen, der eine ganz andere

Stimmung jetzt bei mir und Andern erregt, wenn ich ihn erzähle.

Richter ſind, wie man in der Regel annimmt, grämliche und trockene Menſchen. Vielleicht aber, daß nachfolgendes Geſchichtlein manchen eines andern belehrt.

Außer der größeren Stadt, in welcher ich mein richterliches Weſen treibe, habe ich noch manches kleinere Filial, und unter dieſen das Städtlein N***, welches ich alle Monate heimſuche, um daſelbſt Gerichtstag zu halten. Am Orte ſelbſt aber befindet ſich ein Aktuarius, der die Geſchäfte vorbereitet, die ſtößigen Böcklein der Heerde notirt, und der, nächſt dem tauben Diener, dem dieſer Poſten, ſo wie der Nachtwächterdienſt des Städtleins, für funfzigjährige Soldatentreue geworden, die eigentliche exekutive Gewalt bildet.

Dieſer Aktuarius nun — der, von dem ich hier rede lebt nicht mehr — erzählte mir einſt, der Tuchmacher Buttermann habe ihn ſchon oft auf das angelegentlichſte gefragt, ob ich ihm wohl ſein Teſtament machen würde, wenn er mich darum erſuchte, worauf Aktuarius ihm denn zur Antwort gegeben, daß ich das zwar thun würde, wenn er, Buttermann etwas im Vermögen hätte, daß aber, da er bekanntlich ein ganz armer Kerl ſey, ich wohl Bedenken tragen dürfte, ſolch unnützes Geſchäft zu vollziehen, es ſey denn, daß er ganz beſondere Gründe habe. Hierauf habe nun der Tuchmacher ihm bedenklich eröffnet, daß er allerdings ſolche Gründe habe, zwar jetzt ein ganz armer Menſch ſey, welches ſich aber alles ändern werde wenn ihm ſein Wille geſchehe, und daß er dabei inſtändig bitte, mich zu ſondiren, ob ich's wohl thun würde.

Da der Mann noch geſund war, und er mich weder ſelbſt, noch durch Andere um eine Teſtamentsaufnahme erſuchen ließ, ſo wurde auch weiter nichts verfügt, und ich vergaß die Sache.

Einige Zeit darauf aber, als ich wieder zum Gerichtstag in N*** war, zog mich der Aktuarius mit wichtiger Miene bei Seite, und eröffnete mir, daß der Tuchmacher Buttermann nun tödtlich krank danieder liege, ihn, den Aktuarium, geſtern zu ſich kommen laſſen und auf das beweglichſte gebeten habe, mich zu vermögen, ihm ſein Teſtament zu machen, und wolle er in dieſem Falle nicht nur Kirchen und Schulen, ſo wie auch die Armen des Orts reichlich bedenken, ſondern auch dafür ſorgen, daß es des Herrn Richters und Aktuarii Schade nicht ſeyn ſolle.

Dies gab denn der Sache freilich eine andere Geſtalt. Kirchen, Schulen und Arme bedenken, erkenntlich gegen Richter und Aktuarius ſeyn — wahrhaftig! das war für mich in N*** eine ganz neue Erſcheinung, und nun beſonders bei dieſem Buttermann, der in der elenden Lehmhütte in der Hintergaſſe, da wo mein Filial grade mit Brettern verſchlagen iſt, wohnte, eine Zeit lang ziemlich unerklärlich, bis mir der Aktuarius hoch und theuer verſicherte, der Mann ſpreche von Tauſenden, über die er zu disponiren geſonnen.

Alſo gibt es doch auch hier in Deutſchland — dacht' ich — Sonderlinge wie in England, die, ſo lange ſie leben, elende Bettler ſind. Nach ihrem Tode aber fallen die Goldſtücke zu tauſenden aus Krügen, elenden Lumpen, Unterfutter und morſchen Balken. O du glückliches N***! welche milden Stiftungen werden nicht aus dem Lehmhauſe in der Hintergaſſe hervorgehen!

Wie werden Wittwen und Waiſen und Lehrer in Kirch' und Schule dein Andenken ſegnen, du würdiger Buttermann, der du in freiwilliger Armuth darbteſt, um ewig ruhmvoll zu leben! Wie werden die Herren in Breslau, die die Provinzialblätter herausgeben, ſtaunen, wenn ihnen der Bericht über dieſes Teſtament zugehen wird, und wie wird man bei hoher Behörde den regen Eifer des milden Buttermann loben, wenn Letzterer ſich ſchon lange ausgeregt haben wird! Geſchwind, Aktuarius, ſagen Sie dem ehrlichen Manne; ich ſey bereit, ſein Teſtament zu machen, und er ſolle nur darum Anſuchung thun, noch heute, noch dieſen Abend ſolle es geſchehen.

Der Aktuarius eilte fort, und bald erſchien die Ehefrau des Teſtatoris mit vor Freude glänzenden Augen, und bat mich förmlich im Namen ihres todtkranken Mannes, in ihre Wohnung zu kommen, und ſein Teſtament aufzunehmen.

Feierlich ſetzte ſich nun auch alſobald der richterliche Zug in Bewegung. Voran ich mit dem Aktuario, der das nöthige Stempelpapier unterm Arm, und hinter uns der taube Diener, der Dinte, Feder und Landrecht trug.

Aus allen Fenſtern und über die halbgebrochenen Hausthüren ſchauten neugierige Geſichter, die gar nicht begreifen konnten, was die Juſtiz in Corpore in der Hintergaſſe vorhabe.

Der Teſtator wurde in ſeiner einzigen Wohnſtube vorn heraus im Bette liegend zwar todtkrank, aber wie man ſich überzeugt hatte, bei vollkommen geſunden Geiſtes- und Seelenkräften vorgefunden. Es iſt gar nicht zu beſchreiben, in welche Danksagungen und Segenswün-

ſche ſich der Mann für die hochgeehrte Juſtiz ergoß, die nun doch ſo gnädig und barmherzig ſey, ſein Teſtament zu machen.

So wunderbar mir auch dieſe Exklamationen vorkamen, ſo beſchwichtigte ich ſie doch endlich mit der Verſicherung. daß ich ja nichts als meine Schuldigkeit thue, womit denn endlich der Teſtator dem Strome ſeines Dankes Einhalt that, und zur Aufnahme des Teſtaments geſchritten wurde, welches ich dem Aktuario, nachdem derſelbe die ſtattliche Naſe mit der Brille gewappnet, in die Feder diktirte.

Nach den gewöhnlichen Einleitungen, wie ſie die Geſetze erfordern, frug ich den Teſtator:

Nun mein lieber Buttermann, wen ſetzt Er denn zum Erben ein, und was für etwaige Vermächtniſſe will Er weiter konſtituiren?

Erbe — war die Antwort — ſoll meine liebe Frau und Kinder ſeyn, denen ich zuſammen ſechs tauſend Thaler vermache, damit ſie anſtändig leben können.

„Leben können,“ ſagte der ſchreibende Aktuarius, und Teſtator fuhr fort:

Nachher vermache ich der hieſigen evangeliſchen Kirche ſechshundert Thaler.

„Sechshundert Thaler,“ wiederholte Aktuarius, und Teſtator fuhr fort:

Ferner vermache ich eben ſo viel der hieſigen Schule.

„Hieſigen Schule,“ wiederholte der Aktuarius, und das Herz ſchwoll mir vor Freude, als ich dieſe reichlichen Legate vernahm.

Aber es ſollte noch beſſer kommen.

Tauſend Thaler — fuhr Teſtator fort — vermache ich den hieſigen Armen, daß ſie meiner gedenken, und

ſollen die Zinſen davon alle Jahre an meinem Sterbetage vertheilt werden.

Auch ſetze ich dem Herrn Richter, welcher ſo menſchenfreundlich geweſen, mein Teſtament zu machen, vierhundert Thaler aus, und dem Herrn Aktuarius zweihundert Thaler.

„Zweihundert Thaler!" rief der Aktuarius, und die Brille fiel ihm vor freudigem Schreck von der Naſe.

Halt! rief ich: Herr Aktuarius! Schreiben Sie noch nicht. Dieſer Fall erfordert eine ganz eigene Vorſicht, indem der 137. §. Tit. 12. Thl. 1. des Landrechts verordnet:

daß, wenn in einem Teſtamente dem Richter etwas vermacht wird, zwei Zeugen zugezogen werden müſſen.

Geſchwind holen Sie daher ſothane zwei Zeugen herbei, aber verſteht ſich — rechtliche Männer!

Der Aktuarius war nicht träge, dieſen Auftrag zu vollführen und in wenigen Augenblicken ſtanden als ehrenfeſte Teſtamentszeugen, der Nachbar Knispel und Töpfer Schwaps vor uns.

Nun — war meine freundliche Anrede — lieber Herr Buttermann, wiederholen Sie hier vor dieſen guten Leuten, welche milde Geſinnungen Sie weiter haben.

Dieß geſchah denn, und ich erhielt richtig vierhundert Thaler, Aktuarius aber zweihundert, welches denn rechtsbindig niedergeſchrieben und verklauſirt wurde.

Haben Sie nun ſonſt etwa weiter noch was zu vermachen oder zu verordnen, mein beſter Herr Buttermann? frug ich.

Nichts weiter — war die Antwort — da es ſo ſchon

ſehr viel iſt, was ich ausgeſetzt, als etwa noch ein hundert Thälerchen zu meinem Begräbniſſe. Die Schneider ſollen mich tragen, ein jeder eine Citrone, acht Groſchen und einen Hering erhalten, und die große Glocke drei Tage hinter einander eine Stunde geläutet werden, daß ſich der einäugige Tiſchler da drüben gehörig ärgert.

Ei, ei, lieber Herr Buttermann, entgegnete ich: wer wird bei ſo milden Geſinnungen, die Sie ſo eben bewieſen, den Nachbar kränken? Iſt er nicht ſchon gekränkt, daß er ein Auge zu wenig und ein böſes Weib zu viel hat? Indeſſen wurde doch geſchrieben, wie er geſagt hatte.

Aber was ſich nun ereignete, als ich endlich fragte: jetzt, beſter Herr Buttermann, zeigen Sie uns noch die Gelder oder Aktiva an, aus denen dieſe reichlichen Vermächtniſſe beſtritten werden ſollen? — was nun vorfiel — ja das iſt, wenn mann's nicht ſelbſt erlebt hat, rein unmöglich zu beſchreiben.

Gelder? Aktiva? — antwortete Teſtator. Ach, ich bin blutarm, habe gar nichts, und würde nicht gewußt haben, wie ich unter die Erde kommen ſolle, wenn Sie mir nicht das Teſtament gemacht hätten.

Wa — wa — was, wie? — Er hat nichts, Er iſt arm? ſtammelte ich mit verſagender Stimme.

Ach ja — ſtöhnte — Teſtator — ich bin blutarm. Aber ſind Sie denn nicht unſere Juſtiz? Haben Sie mir denn nicht verſprochen, mein Teſtament zu machen? — Und wofür geben wir denn dem Könige Steuern und Gaben, wenn er nicht —

Menſch! unterbrach ich ihn — iſt Er denn gewiſſermaßen verrückt? Ha! — um's Himmelswillen! es ging

mir ein Licht auf — Er denkt alſo wohl, der Staat laſſe durch die Juſtiz Teſtamente machen, und bezahle die Vermächtniſſe ſolcher Narren, wie Er zu ſeyn ſcheint, aus dem Kommunal-Säckel?

Ach freilich — geſtrenger Herr Richter — entgegnete kleinlaut der Teſtator: das hab' ich gedacht.

Nun ſo iſt denn — rief ich unmuthig: die ganze Geſchichte ein Narrenſpiel! und ließ dabei den Aktuarius hart an, daß er ſich der Sache bei dieſem dummen Teufel nicht beſſer erkundiget.

Aber Aktuarius war härter geſchlagen, als ich. Ging ihm doch die neue Schwanzperücke, die er ſich anſchaffen wolle, rein vor die Hunde. Und nun noch der Verweis des hohen Vorgeſetzten! — Wahrlich ſeine Naſe verlängerte ſich zuſehends, und ſtarrte wie das Horn eines Rhinozeros.

Still und voll Scham nahmen wir unſere Papiere und verderbten Stempel zuſammen, und ſchlichen von dannen, ich zum Hinterpförtlein hinaus, und Aktuarius durch den Hof des Nachbars. Nur der taube Diener ließ ſich vom graden Wege durch die Stadt nicht abhalten. Ernſt und würdig ſchritt er mit hochgehobenem Dintenfaſſe dahin, und gravitätiſch antwortete er den Gaffern, die ihn fragten, ob wir denn wirklich dem Buttermann das Teſtament gemacht — „Schweigt, Wir haben uns anders reſolvirt."

Digitized by Google

Ries, kurz charakteriſirt.

Die Kunſt hat ein Vaterland, und iſt inſofern durch Einflüſſe der Zeit und des Ortes bedingt. Nur diejenigen können dieß läugnen, welchen der farbloſe Aether reicher ſcheint an Lebensluft, als die ſchöne grüne Erde, mit ihrer Luſt und ihrem Schmerz. So ſteht nun auch die Muſik mit der Geſammtrichtung ihrer Zeit in unauflöslicher Wechſelwirkung. Wer dieß den Alten nicht glauben will, wenn ſie behaupten, die Tonart des in die Knechtſchaft geſunkenen, verweichlichten Griechenlands ſey eine ganz andere, als die der Tage von Marathon und Salamis, der richte auf die letzten Jahrzehnde ſeinen Blick. Oder liegt nicht in der deutſchen Muſik des genannten Zeitraums Andeutung und Bild ſo mancher geiſtigen Erſcheinung, welche ihn bewegte? — Nicht minder tönt Vaterland und erſte Einwirkung auch in den Werken ſelbſt der größten Geiſter mit, und die Freiheit der Geſtaltung, welche ihnen zur Palme verhalf, hebt jene Naturthat nicht auf. Händel wird ewig zu den nordiſchen Genien gezählt werden, wenn Haydn's Anmuth und Mozart's Romantik weſentlich dem Süden eignen.

Wer möchte es einen Vorwurf nennen, wenn in F. Ries Hervorbringungen ebenfalls ein beſtimmter Zeit- und Ortscharakter erſcheint? Seine heitere Schöpfungskraft verweilt mit Vorliebe bei dem fröhlichen Wechſel des Lebens und deſſen Reichthum an Geſtalten. Für alle Zuſtände eines bewegten Lebens beſitzt er Töne, und ihr Grundaccord iſt eine milde Geſinnung, die kindlich unbefangen den kurzen Traum des Daſeyns in Luſt und Weh durchſcherzt. Auf den Spitzen ſteiler Klippen, am Rande unermeßlicher Abgründe, in der ſchreckenvollen Mitternacht verweilt ſeine Muſe nicht gern, obgleich auch ſie die Luſt der Thränen kennt und tauſend irre Seufzer in die Lüfte haucht. Eine Fülle der ſchönſten Melodieen begegnet uns, wie in Armida's Gärten, bei jedem Schritt, und nicht ſelten ſcheint dem Wechſel der Figuren und Gänge etwas von der Einheit und Glätte des Ganzen aufgeopfert. Es iſt eine reizende Täuſchung, welche unmerklich den betrachtenden Geiſt zu den Pfaden des hingegebenen Genuſſes lockt, und das Sinnen trüber Schwermuth in den Wellen jeder Lebenswonne ertränkt.

So oder auf ähnliche Art möchte der Kunſtcharakter der Werke von Ries zu beſtimmen ſeyn, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieſen Umriſſen die Eigenthümlichkeit eines zwiſchen Nord und Süd glücklich im Gleichgewicht beruhenden Theiles unſers Vaterlandes, mit Einem Worte die rheinländiſche Art und Weiſe wiederfinden.

Digitized by Google

Das muſikaliſche Jahrhundert.

Ein Zeitbild von K. Herloßſohn.

So kann man das unſrige nennen. Wir machen auf allem Möglichen Muſik: auf Glas und Eſelshaut, auf Holz und Stroh, Blech und Eiſen, Draht und Darm. Nach einer neuen Erfindung haut man Steine und ſie geben Harmonie. Es wird noch Bindfaden und Wachs, Kautſchuk und Sohlenleder, Filz und Stearin, Haſenbalg und Schweinblaſe daran kommen. Der Stiefelknecht iſt ſchon eingebürgert. Die Keſſel dienen nicht mehr zum Kochen allein, ſondern auch im Orcheſter, die Heerpauken lärmen nicht mehr in der Schlacht, ſondern auf der Bühne.

Und wer ſind jetzt die Helden und Heldinnen des Tages? — Muſikanten und Sängerinnen. Ein Lißt nimmt die Aufmerkſamkeit der kultivirten Welt mehr in Anſpruch, als der Held Wellington; über das Engagement der Dlle. Löwe in Paris wird eifriger diskutirt, als über die Stellung des Lord Palmerſton der orientaliſchen Frage gegenüber. Die diplomatiſchen Noten müſſen ſich vor den Violin- und Baßnoten ſcheu zurückziehen, von allen Akademien haben nur die muſikaliſchen noch Bedeutung, die großartigſten Opera der Literatur

verſchwinden vor einer neuen Oper, die Unterzeichnung des Quadrupel-Vertrages macht weniger Skrupel, als die Vorzeichnung eines neuen Concertſatzes von Thalberg. Das Abſtimmen in der franzöſiſchen Kammer und im engliſchen Unterhauſe kommt weniger in Betracht, als die Stimme der Debütantin Kathinka Heinefetter.

Wir leben in einer herrlichen, thatkräftigen Zeit, wo die Fidelbogen Schwerter und die Klaviaturen Schlachtfelder ſind. — Alles wird muſikaliſch: die Mühlräder und Eckſteine, die Gaslaternen und Schiebböcke, die Kaviarfäſſer und Schornſteine, die Schröpfköpfe und hannöverſchen Gänſebrüſte. Kinder in den Windeln ſind Virtuoſen, Jungen, welche ſich noch nicht die Naſe putzen können, Componiſten, ſtatt des Katechismus lernen die Mädchen eine Bellini'ſche Arie ſingen, und die Nachtwächter ſogar werden vom Stadtmuſikus geprüft, wollen ſie eine Anſtellung haben. Schon im Mutterleibe ſpielen die Mädchen Harfe, und kommen als böhmiſche Harfeniſtinnen auf die Welt. Wer was gelten, was verdienen will, muß vorher die Violine ergreifen, und erſt im 30. Jahre, wenn es ſeine Zeit erlaubt, die Feder, um orthographiſch ſchreiben zu lernen.

„Was ſoll ich quälen meinen Sohn," ſagte ein enthuſiaſtiſcher Vater zu mir, „mit die Wiſſenſchaften? Erſt wenn er geworden iſt ein großer Künſtler, kann er nachholen das Bagatell von die Wiſſenſchaften."

Und richtig, der fünfzehnjährige Sohn konnte keine Zeile orthographiſch und geradlinig ſchreiben.

Muſik, Harmonie der Sphären.

Wenn in den Sphären eben ſo viel muſicirt wird,

wie jetzt auf Erden, ſo mag ich gar nicht in den Himmel kommen. Iſt's möglich, daß jetzt vier bis fünf Perſonen zuſammenkommen, um ein trockenes Butterbrod zu verſchlingen, ohne daß jeder einzelne Biſſen mit einem Muſikſtück begleitet wird? Soll die Muſik zur Verdauung helfen? — Ein ordentliches Geſpräch kommt gar nicht zu Stande. Jede nur halbwege wohlhabende Familie iſt auch muſikaliſch; auf das Wie kommt's nicht an. Genug — man iſt muſikaliſch, gibt muſikaliſche Soireen, ladet durchreiſende Künſtler ein, welche ſich Thee, Butterbrod und kalten Rinderbraten erſt abſingen, erſt abblaſen müſſen.

Giuliani wurde von einer vornehmen Familie zum Thee geladen und erſucht, ſeine Guitarre mitzubringen. Auf der Karte ſtand: U. A. w. g. „Ich werde kommen," ſagte er, „aber ohne Guitarre: denn meine Guitarre trinkt keinen Thee." — Es liegt für den wirklichen Künſtler von Renommee etwas Verletzendes darin, daß man ihn nicht als Menſchen, ſondern nur als Inſtrument einladet. Er muß ſich um Braten und Salat erſt abarbeiten; denn umſonſt iſt der Tod. Noch mehr, er muß auch ein Heer von Dilettanten und Pfuſchern, die man geladen hat, anhören, und ihnen Höflichkeiten ſagen, wenn gleich ſeine Ohren Thränen vergießen möchten.

Kommt ein Künſtler zum Beſuch, alſo als Menſch, ſo iſt das erſte Wort nach der Begrüßung: „Ach, ſingen Sie uns etwas!" Die Fräulein vom Hauſe ſind artig, er kann nicht ungezogen ſeyn; er ſingt: ein, zwei, drei, vier, fünf Nummern; bis ihm der Athem ausgeht. Er war zu ſeiner Erholung gekommen, und mußte ſich abarbeiten.

Noch mehr!

Digitized by Google

Man hält jeden Monat ſeine Abfütterung; die Leute müſſen einmal geladen werden, weil ſie auch uns geladen haben. Nun wird Jagd auf einen Künſtler gemacht: einen einheimiſchen oder fremden, der muß den Abend herhalten — muß die Sauce pikante hergeben, muß die Leute reden machen: „In dem — ſchen Hauſe hat man doch immer einen Genuß.“ — Ob Einer mehr ißt, darauf kommt's nicht an: Alſo heraus, Bajazzo! Mach' Deine Kunſtſtücke, Bajazzo! Und der arme Bajazzo mag wollen oder nicht — er muß; ſonſt wird er eigenſinnig, arrogant, flegelhaft und dergleichen geſcholten.

Gibt er nun ſelbſt ein Concert, ſo heißt es: „Was ſollen wir hinein gehen? Wir haben ihn ja bei uns bequem gehört. Wer weiß, ob er heute ſo gut ſingt, als damals!“ — Und die damals Eingeladenen ſagen: Wir haben ihn ja bei v. Schlumpers gehört, zudem iſt heute Kränzchen, meine Töchter haben Weihnachtsſtickereien zu machen, die Meinigen probiren das Feſtſpiel zu Hofrath Schemmelbeins Geburtstag ꝛc.

Das hat nun der Künſtler von ſeiner Bereitwilligkeit, ſeiner Ausdauer, ſeiner Selbſtüberwindnng, womit er zähen, rohen Schinken und ſauern Familienwein verſchlang.

Aber es geſchieht ihm ſchon recht! Warum iſt er ſo nachgiebig, ſo eitel, möchte ich ſagen? Laſſe er ſich doch immerhin arrogant, ungalant ꝛc. ſchelten! Iſt er etwas Tüchtiges, ſo wird er die Leute ſchon zwingen, in ſein Concert zu gehen, und hat nicht nöthig, ſeine beſten Kräfte zum Beſten eines muſikaliſchen Familienbutterbrodjammers zu vergeuden.

Von all' den holden, ſchmachtenden Fräuleins, die ihn mit ſüßer Stimme zum Klavier und Notenpult ver-

locken, heirathet ihn Keine, wenn er ſich nicht bereits eine halbe Million ergeigt oder erclavirt hat. — Er bleibt in den Augen dieſer Leute, Kunſtfreunde, Enthuſiaſten, Gönner ꝛc. immer nur ein Unterhaltungsmenſch, und wird von ihnen nie als ihres Gleichen angeſehen. — Haben ſie ihn ſtundenlang gehört, ihn ausgebeutet, haben ſie ihm die wunde Kehle mit Butterbrod vollgeſtopft und den heiſern Schlund mit Grüneberger wund gebeizt, ſo exiſtirt er für ſie weiter nicht. Man gibt ihm zum Abſchiede einen Empfehlungsbrief an irgend einen Freund, um dieſem auch ein Plaiſir zu machen, ihn zum Dank zu verpflichten, und dort geht es ihm gerade wieder ſo, wie hier. So wird er von Hand zu Hand ſpedirt. Das iſt „Künſtlers Salon-Wallen."

Am verſeſſenſten ſind die ſchindeldürren Fräuleins, welche es gerade bis zur Oginsky-Polonaiſe und zu einem Strauß'ſchen Walzer gebracht haben. Sie lehnen ſich hinter den Virtuoſen, ſehen ſtarr auf ſeine Finger, lächeln, ſchmunzeln, ziehen Stirnfalten, und ſagen für ſich: Jetzt weiß ich's, jetzt kann ich's auch! — Dabei ſehen ſie ſo pfiffig aus, als wollten ſie am folgenden Tage alle Teufel aus den Taſten herausjagen.

Und manche bringt es auch dahin; ſie paukt und fegt von früh bis in die Nacht auf dem Claviere, daß die Nachbarsleute die Kopfgicht bekommen. Sie glänzt in den Soirée's, wird becourt, bewundert, vergöttert, muß tauſendmal das Seufzerwort hören: „Ach, wie Schade, daß Sie ſich nicht ganz der Kunſt widmen, gnädiges Fräulein!"

„Ja," ſeufzt ſie, „mein Stand, der Vater!"

— Solche Fräuleins ſind übrigens gut zu heirathen; denn ich glaube, ſie kommen auch muſikaliſch in die Wochen.

und wenn der Säugling in der Wiege ſchreit, trommeln ſie auf dem Clavier und übertäuben die unerquicklichen Kindertöne. —

Doch ich habe mich, ſo zu ſagen, hier verfahren. Zweck dieſes Aufſatzes war eigentlich, die verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumente mit den verſchiedenen Nationen in Verbindung zu bringen.

So z. B. eignet ſich für die Deutſchen am meiſten die Maultrommel und die Strohfiedel. — Die Ruſſen haben die Dutki und die Balalaika; Erſtere drückt Kraft, Letztere Milde aus. — Die Franzoſen blaſen die Ventiltrompete, welche bekanntlich viel Wind braucht. — Für die Engländer geziemt ſich die Baßpoſaune und der Violon. — Für die Italiener die Pickelflöte. — Die Schotten und Böhmen haben ſchon ihren Dudelſack, die Schweizer ihr Alphorn; doch wird bei dieſen auch das Butterfaß unter die muſikaliſchen Inſtrumente gerechnet. — Die Preußen rühren die große Trommel gut; die Baiern ſind im Grunde keine außerordentlichen Inſtrumentiſten, doch iſt der ſogenannte Bierbaß bei ihnen ſchätzenswerth; die Griechen ſpielen ſehr gut die Naſenharmonika, woher es auch kommt, daß ſie Alles durch die Naſe ſingen. — Die Spanier ſchlagen jetzt mit Glück die Orgel; die Portugieſen haben das deutſche Fagott eingeführt. — Die Türken lernen jetzt die Laute ſchlagen; es läßt ihnen eben ſo gut wie Jemand Anderem. — Die Dänen ſpielen Bratſche, was zwiſchen Violoncell und Violine in der Mitte ſteht. — Die Holländer ſind Virtuoſen auf dem Tam-Tam. Es iſt dieß das theuerſte Orcheſter-Inſtrument; die Belgier ſchlagen die Pauken; die

freien deutſchen Reichsſtädter ſpielen flûte-douce oder Flödüſe. — Die Polen ſpielten Violine — haben aber jetzt ihre Geige nicht bezogen.

Und ſo wären wir ſo ziemlich mit der Theilung fertig und können nur noch der Lombarden erwähnen, die eine ſchlechte Schneeberger Clarinette blaſen, welche alle Augenblick überſchnappt.

Dies iſt das muſikaliſche Jahrhundert. Es hat, wie man ſieht, ſeine guten Seiten, aber einen einzigen ungeheuren Fehler: nämlich den, daß es noch nicht abgelaufen.

Miscelle.

In dem Stammbuche, das Henriette Sonntag aus London mit nach Paris gebracht, finden ſich 2 Herzoge, 21 Lords, 87 Baronets, 168 Ritter, 113 andere Gentlemen und 59 Schriftſteller, worunter namentlich Walter Scott; 43 Muſik- und Geſangvirtuoſen, unter ihnen Moſcheles, Cramer, Pixis und Sir George Smart; 38 andere Künſtler; aber nur 26 Damen, worunter 22 Herzoginnen. Auf der einen Seite der rothſammetnen Decken ſtehen die Worte: **Souvenirs de Londres**, auf der andern: **Forget me not**. Sie ſind mit Gold geſtickt; die Blätter das allerfeinſte Velinpapier. Dies Album iſt ein Geſchenk Walter Scott's.

Nicht minder intereſſant iſt der Sängerin Pariſer Stammbuch, in dem ſich Chateaubriand, de Pradt, und unter vielen andern hohen, berühmten und bekannten Perſonen, auch Scribe, Picard, Delavigne, Roſſini, Auber, Boyeldieu, die Paſta, Malibran-Garcia und Piſaroni befinden.

Iſt das möglich?

C. M. v. Weber ſagt einmal: „Ja, lieber Freund, ich möchte beinahe mit Plato glauben, der Menſch, oder wenigſtens ich, habe zwei Seelen in mir, wovon die eine das Tonweſen, und die andere, die zum Geſprächſel abgerichtete iſt; denn ich kann ſehr bequem von ganz andern Gegenſtänden zuſammenhängend ſprechen, und doch mit voller Seele und ganz von meinem Objekte erfüllt, Tonideen bilden und componiren. Doch muß ich geſtehen, daß es mich angreift, und ich mich dabei wie ein Magnetiſirter befinde, da der Mund von Dingen ſpricht, von denen er eigentlich nichts weiß und denkt!“

Digitized by Google

Paganini in Rom im Jahr 1827.

(Im Jahr 1827 geſchrieben.)

Wenn etwas im Stande iſt, die Lauigkeit auszuſagen, welche die Römer für die Inſtrumentalmuſik, beſonders für ſogenannte Concerte, empfinden, ſo iſt es die Theilnahmloſigkeit, mit welcher ſie die drei Akademieen, welche Paganini in der letzten Woche vor der vorjährigen und diesjährigen Faſten gegeben hat, aufgenommen haben.

Rom iſt die am meiſten muſikaliſche Stadt von ganz Italien, ja von ganz Europa, und Paganini der erſte, ja der einzige Geiger von Namen, welchen Italien gegenwärtig aufzuweiſen hat. Wer hätte daher nicht glauben ſollen, daß, wenigſtens für diesmal, die Römer eine Ausnahme von der Regel machen und im Patriotismus, oder in der Neugierde, einen Stachel zu jenem Intereſſe finden würden, welches die Sache ſelbſt außer Stande iſt ihnen einzuflößen? Ich für meinen Theil ging wenigſtens im vorigen Jahre mit dieſer Erwartung ins Concert.

Aber ſchon der Anblick des Saals zeigte, was Paganini von den Römern erwartete, und was dieſe leiſten würden. Es war ein Heuboden, zwar kein eigentlicher, aber doch ſo beſchaffen, daß man eher den Thieren, welche Heu freſſen, als rechtlichen Leuten, darin hätte

Platz anweiſen ſollen. Freilich war es ein Saal in einem großen Palaſte; denn Paläſte gibt es hier auf jedem Tritte und Schritte, obgleich die Bewohner darin fehlen.

Das Orcheſter beſtand aus einem halben Dutzend Menſchen, deren Toilette bewies, woher und mit welcher Eile man ſie zuſammengerafft hatte. Den Geſangtheil hatten einige Handwerker, Mitglieder des Chors im Theater Argentina, übernommen, welche Chöre aus Roſſiniſchen Opern abſangen, deren Soloſtellen jedesmal von Zweien vorgetragen wurden, weil der Eine dem Andern einhelfen mußte. Das Publikum entſprach dem Orcheſter; es waren kaum funfzig Perſonen vorhanden, und unter dieſen ſichtbarerweiſe nicht zwanzig, welche den Legepreis (einen halben Scudo, etwas mehr, als ein Gulden C. M.) bezahlt hatten.

Die Paganiniſche Spielart (hier im muſikaliſchen, und nicht im phyſiſchen, Sinne genommen) iſt, obgleich meiſtens aus bloßen Berichten, außerhalb Italien bekannt genug. P. iſt eine Silhouette (aber durchaus auch nicht mehr) des franzöſiſchen Boucher. Geſehen haben ſich beide freilich, ſo viel ich weiß, im Leben nicht, aber geahnet, wie verſchwiſterte Seelen; und ſomit iſt Paganini ein Sohn Boucher's geworden, ob er gleich deſſen Vater ſeyn könnte.

In Boucher's Tollheit iſt Manier; dieſe fehlt in der Paganiniſchen. Sein Spiel auf der G-Saite verräth Fleiß, läßt aber, ich möchte ſagen, den letzten Ruck zu wünſchen übrig; desgleichen ſeine Octaven, welche er materiell beſſer macht, als alle übrigen Geiger; doch fehlt auch hier die letzte Feile. Ja, er macht jetzt ſogar Octaventriller; ſie gerathen aber nicht immer. Mit einem Worte: Paganini iſt nichts Ganzes, weder in der

ernſten, noch in der barocken Manier. Er befriedigt von keiner Seite; denn auf keiner Seite iſt Vollendung. Er iſt ſein eigner Schüler geblieben.

An ſich möchte die Kunſt dadurch weder gewinnen, noch verlieren; aber zu Bemerkungen gibt Paganini's mangelhaftes Künſtlerthum Veranlaſſung, welche für die Inſtrumentaliſtik der Italiener von der höchſten Wichtigkeit ſind.

Paganini iſt unſtreitig ein Mann von Talent, ja von Genie, und der einzige Geiger, welcher ſich in den letzten Jahren in Italien ausgezeichnet hat. Nichts deſto weniger zeigt die Stufe der Ausbildung, auf welcher dieſer Künſtler ſtehen geblieben, von angeborner Schwäche und Hinfälligkeit, von Unvermögen, weiter zu können. Die muſikaliſche Natur der Italiener, durch den Geſang vollkommen befriedigt, geſtattet keine Empfänglichkeit für die Inſtrumentalkunſt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß nichts deſto weniger nicht allein die Inſtrumentalmuſik, ſondern ſogar die Inſtrumente ſelbſt, in Italien erfunden worden, daß ſogar alle großen Geiger, welche Europa in den verfloſſenen Jahrhunderten beſeſſen hat und welche die Lehrmeiſter aller übrigen Nationen geworden, Italiener geweſen ſind.

Allerdings iſt dieß eine Erſcheinung, welche, auf den erſten Blick, in Verwunderung ſetzen kann; ſie zeigt, daß, um mich ſo emphatiſch auszudrücken, das ganze Univerſum der Tonkunſt in der Bruſt der Italiener vorhanden ſey. Die Anlage zur Inſtrumentalmuſik iſt in Italien allerdings eben ſo unzweifelhaft vorhanden, als die zur Vocalmuſik; aber die Bedingung, oder, beſſer geſagt, die Nothwendigkeit der Ausbildung derſelben iſt

Digitized by Google

nicht vorhanden, aus dem Grunde, welchen ich eben angegeben habe.

Ferner iſt es wahr, daß die größten Geiger, welche die muſikaliſche Welt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts beſeſſen hat, Italiener geweſen ſind. Dieſer Umſtand bietet zugleich eine andere Bemerkung von nicht minderer Wichtigkeit dar.

Lulli, Nardini, Boccherini waren Toskaner, alſo aus einem Lande, wo ſtets Verſtand und Witz vorherrſchend geweſen ſind, Geſang und Tonſatz dagegen ſich untergeordnet gezeigt haben; Tartini, Corelli, Viotti, ja ſelbſt Paganini, ſind ſämmtlich in Oberitalien geboren; hierhin hat der muſikaliſche Genius Oberitaliens, das heißt Roms und Neapels, nur durch den Reflex gelangen können. Alle dieſe Geiger haben ſich außer Italien, meiſtens in Deutſchland und Frankreich, gebildet. Und ſomit ſcheint es, als ob ſelbſt da, wo ſich in Italien das Talent für die Inſtrumentalmuſik mächtig bis zum Ausbruche zeigt, eine fremde Einwirkung vonnöthen ſey, um deſſen völlige Geburt zu Stande zu bringen.

Am merkwürdigſten aber iſt, daß die genannten Künſtler, welche ſowohl in der Compoſition, als in der Execution der Inſtrumentalmuſik, Lehrmeiſter von ganz Europa geworden ſind, in ihren eignen Landesleuten weder für jene, noch für dieſe Enthuſiasmus haben erregen können. Der Grund davon iſt, wie ſchon geſagt, der, vollkommen in der Vocalmuſik abgeſchloſſene, Genius der Italiener, welcher in ihrem Gefühlvermögen keinen Raum für eine ſecundäre Fähigkeit derſelben Kunſt läßt.

Wie vortreffliche Genies, auch in der Compoſition, die genannten Meiſter geweſen, bedarf keines Beweiſes;

ganz Europa hat ihnen Beifall gezollt; Lulli iſt ſogar Schöpfer der franzöſiſchen Muſik geworden. Boccherini allein, obgleich bekannter als die übrigen, ſcheint ſeinem ganzen Werthe nach weder gekannt, noch geſchätzt zu werden. Nur wer ſeine Werke in ihrem wahren Geiſte, und zwar in der höchſten Vollendung, wie es vor ſieben Jahren in den Baillot'ſchen Soirées zu Paris geſchehen iſt, hat ausführen hören, vermag ſich von der großen Wahrheit zu überzeugen, daß Boccherini, wie ſehr auch der deutſche Stolz ſich dagegen auflehnen möchte, dieſe Wahrheit einzugeſtehen, der Lehrmeiſter, ja (grade heraus geſagt) der Schöpfer des Haydn'ſchen Genies geweſen iſt; ohne Boccherini wäre Haydn wahrſcheinlich nicht entſtanden. Hätten die Kenner der Haydn'ſchen Werke, an denen es in Deutſchland nicht fehlt, die Boccheriniſchen eben ſo vollkommen inne, ſie würden zu ihrem Erſtaunen gewahr werden, daß Haydn an unzähligen Stellen ſeinen Lehrmeiſter in Zuſchnitt, Form und Inhalt nicht allein nachgeahmt, ſondern beinahe ausgeſchrieben hat. Die phyſiſch-muſikaliſche Verwandtſchaft Beider, ſo zu ſagen, die harmoniſche Abkunft Haydn's von Boccherini, iſt eben ſo außer Zweifel, als daß der Sohn den Vater überflügelt hat.

Digitized by Google

Amolly und Ceduro.

(Von C. Weisflog.)

Habt Ihr Savoyens Thäler und Berge geſehen, habt Ihr die ſtillen Geſtade des Genferſees beſchiffet, habt Ihr gewandelt am Ufer der Arre, oder in Chambery's romantiſchen Gegenden und im einſamen Chamouny-Thal; ſo habt Ihr die ſüßen, ſchwermüthigen Töne gehört, die mit ſanfter Wehmuth in die Seele dringen, und die Ihr in d'Allayracs und Himmels Melodieen wieder gefunden.

„In Savoyen bin ich geboren," klagt noch lange die ſüße Rückerrinnerung. Aber Ihr wißt es nicht, wie der liebliche, ſchwermüthige Laut in dieſen Thälern heimiſch ward. Ihr wißt es nicht, wie das arme, fröhliche Volk der Savoyarden, wie durch Thränen lächelnd, zu dieſen Liedern gekommen. Hört, was darüber die dunkle Tradition mir vertrauet.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten, als eben die junge Erde ſich wieder mit friſchem Grün geſchmücket, in warmen Frühlingslüften ſich die neu belaubten Wipfel wiegten, da erwachte früh mit den erſten Strahlen der Sonne, in der Laube von Myrten und Roſen, die ſchöne Amolly. Wo bin ich? rief ſie, und rieb ſich mit den kleinen Händchen die Augen.

Sie trat ſchüchtern aus der Laube. Um ſie perlte in farbiger Demantgluth der Thau auf den Blättern und auf den langen Halmen des Graſes. Im dicken Gezweige der Bäume am klaren Bache, ſang es mit lieblicher Stimme.

Wo bin ich! Ach, wo bin ich! rief Amolly. Dieß ſind nicht die Fluren des Paradieſes, wo ich noch geſtern geſpielt. Hier blühen andere Blumen als da. Ich ſehe nicht die Vögel des Himmels mit glänzendem Gefieder wie da. Wo ſeyd Ihr, meine fröhlichen Gefährten, wo ſeyd Ihr, meine weißen Lämmchen? Ach, wo ſeyd Ihr?

Stille, ſtille, ſtille, du Herz voll Sehnſucht! fliſterten die Roſen; auch wir baden uns im Thaue des Himmels, wie die Blüthen des Paradieſes.

Klage nicht, ſüße, ſüße, ſüße Amolly: flötete die Nachtigall. Glänzt auch nicht ſchillerndes Gold auf meinem Gefieder, dennoch tröſte ich mit Liedern der beſſern Welt die einſame, liebende Seele.

Und ſieh, ſieh, ſieh, wie fröhlich wir ſpielen, lispelten die blauen Libellen, unter den hängenden Zweigen am Bache. Wir leben und lieben.

Wir lieben, wir lieben, wir lieben! fliſterte und ſang und tönte Alles rings um die junge Amolly.

Liebe? — rief ſie erſtaunt — Liebe? Was iſt Liebe? Fremd meinem Herzen ſind dieſe Töne, fremd, wie dieſe Haine meinen Augen.

Wo ſeyd Ihr, Ihr himmelanſtrebenden Palmen, unter deren Schatten ich geſtern noch ſaß! Wo ſeyd Ihr mit Euren Blumenkränzen, freundliche, ſcherzende Geſpielen? Ich habe Euch verloren! Wie kam ich in dieſes Land? Ach verloren, verloren iſt meiner Jugend

Paradies! Wo find' ich dich wieder, reine, unſchuldige Kinderwelt!

So klagte die ſchöne Amolly. Sie lief, das Land der Heimath wieder zu finden, kaum berührten die kleinen, zarten Füße die Spitzen des Graſes. Aber Berge zogen ſich um die Thäler, und hoch waren ſie und kalt. Amolly kehrte zurück in die Gründe. Da wehete wärmer der Odem der blühenden Natur, da lockten die ſüßen, ſchwellenden Früchte, der kühle, labende Quell. Sie kehrte zurück in die Roſenlaube, da fliſterten die Blumen, da ſpielten die blauen Libellen, da tröſtete die Nachtigall. Da blöckten freudig ihr zwei ſchneeweiße Schäfchen entgegen.

Ach, Ihr meine freundlichen Lämmchen, rief Amolly ſo hab' ich Euch wieder, ſo habt auch Ihr den Weg gefunden aus dem Paradieſe in dieſe Thäler? Und ſie küßte und ſtreichelte ſie, und die Schäfchen liefen ihr nach. Aber dennoch, dennoch ſtilleten auch die Treuen nicht ihre Sehnſucht, und raſtlos in einſamer Klage irrete ſie durch die Thäler und Büſche. Noch nie hatte der Fuß eines Menſchen dieſe Gegenden betreten. Keine Hütte ſtreckte noch damals das friedliche Dach aus dem dunkeln Grün der Linden, und wo jetzt ſtattliche Höfe, freundliche Städte und hohe Thürme herab in's Land ſchauen, war damals noch dunkler, tiefer, ſtiller Wald.

Aber hoch von den Bergen herab ſchallte das fröhliche Jägerhorn.

Was iſt das! rief Amolly erſchrocken: hat ſich mein Leben getheilt, und wandelt hier und droben, dort auf den Bergen? Was ſtrömt da herab in meinen Buſen mit ſüßer Gewalt?

Und die Libellen und Roſen flüſterten: Liebe, Liebe, Liebe!

Aber auf den Bergen umher zog der Jüngling Ceduro, der rüſtige Jäger, in der Hand den Jagdſpieß, und das Lüftchen des Thales trug zu ihm herauf die ferne, leiſe Klage Amollys.

Was iſt das! rief Ceduro erſtaunt. Hat ſich mein Leben getheilt, und wandelt hier und unten, da unten in den ſchattigen Gründen? Was wallet herauf in meinen Buſen mit ſüßer Gewalt?

Und die Tannen und Eichen murmelten: Liebe, Liebe, Liebe!

Liebe? fragte Ceduro. Unbekannt ſind dieſe Töne, unbekannt dieſem Herzen, was Liebe iſt.

Fröhlich wandelt der Jäger über die Berge, leicht und froh iſt ſein Morgenlied, und Ceduro weiß nicht, was Klage der Liebe ſey.

Der Frühling verblühte. Dunkler färbten ſich die Haine, aber noch irrte Amolly umher, und ſuchte mit den Schäfchen die verlorne Heimath, und Ceduro droben auf den Bergen flog leicht dahin, in fröhlicher Jägerluſt.

Aber Luna ſtand am Himmel in einſamer Pracht, und ſilberte die Spitzen der Felſen, die Wipfel der Haine in der ſchwülen, würzigen Sommernacht. Verirrt hatte ſich Ceduro ins Thal, dahin, wo die Linden den duftenden Schatten ſtreu'n.

Ah, eine Laube! hier will ich ſchlafen, bis droben die Gemſe den Morgenthau trinkt.

Aber was ſchimmert auf dem Lager von Moos unter dem Myrtengewölbe der Laube, was athmet ſo leiſe darin, was ſtrömt in den Buſen Ceduro's?

Leiſe bog er zurück das duftende Gezweige, da lag die ſchöne Schläferin in träumendem Schlummer, neben ihr die ſchneeweißen Lämmchen.

Ach! ſeufzte Ceduro: ach, iſt das die Liebe? Sind das die Töne, die herauf drangen aus dem Thale in die ſonnigen Höhen?

Ach! wo biſt Du, mein verlornes Paradies? klagte Amolly im Traume: Heimath, wo find' ich dich? Liebe, wo weileſt du?

Näher zog ihn der bekannte Ton, ſanft neigte er ſich hernieder auf Buſen und Wangen der ſchönen Schläferin. Ein nie Empfundenes preßte ſein Herz; aber wie er die Schlafende umfaßte mit zitternden Armen, da erwachte Amolly. Erſchrocken wollte ſie fliehen, ſie wußte nicht vor wem, aber es war zu ſpät. Der Mond verklärte die ſchlanke Geſtalt des lieblichen Jägers, und Amolly empfand in der ſtürmenden Bruſt, daß ihr nahe ſey das verwandte Leben, das herabgewallet von den Bergen zu ihr, in ihre Thäler. Ach! Du biſt die Liebe, ſeufzte ſie, umſchlungen vom Arme des Jägers: ja, Du biſt die Liebe, Du, Du biſt meine ſelige Heimath! Es murmelte leiſe die Quelle, und von da an waren Amolly und Ceduro vereiniget auf ewig.

Aber immer, wenn der erſte Sonnenſtrahl durch die Blätter zuckte, riß ſich Ceduro los vom Lager der Liebe, eilte mit dem Jagdſpieße hinaus auf die Berge zum luſtigen Waidwerke, und ließ herabwallen in's Thal den fröhlichen Morgengruß. Und Amolly, wenn der Geliebte nun fern von ihr war, ſchickte hinauf die ſehnende Klage, und das Echo vermählte die Töne.

Als endlich nach langen, langen Jahren unendlicher

Liebe, die Zeit des ewigen Scheidens da war, da — Luna ſtand wieder mit dem blaſſen Angeſicht über der Laube — da ſchickten ſie die Schäfchen voran zu den andern Schäfchen des Himmels, die in flockigen Wölkchen droben im dunkeln Azur weideten. Sie ſelbſt zerfloſſen im Aroma der duftigen Nacht. Ihre Spur in den Thälern und auf den Bergen ward nimmer gefunden, aber der liebliche Ton, wie ihn das Echo vermählet, lebte und wallete fort, aus einem Jahrhundert in's andere, und ſo hört Ihr jetzt noch in ſüßer wehmüthiger Vereinigung Amolly und Ceduro und den ſüßen Klang: „In Savoyen bin ich geboren."

Miscelle.

Von Paris aus ſchrieb Mozart ſeinem Vater den 5. April 1778:

„Baron Grimm und ich laſſen oft unſern muſikaliſchen Zorn über die hieſige Muſik aus, NB. unter uns, denn beim Publiko heißts: bravo! bravisimo! und da klatſcht man, daß einem die Finger brennen. — Was mich am meiſten bei der Sache ärgert, iſt, daß die Herren Franzoſen ihren Geſchmack inſoweit verbeſſert haben, daß ſie nun auch das Gute hören können. Daß ſie aber einſehen, daß ihre Muſik ſchlecht ſei, ei bei Leibe! Und das ſingen! O jemine! Wenn nur keine Franzöſin italieniſche Arien ſänge, ich würde ihr ihre franzöſiſche Plärrerei noch verzeihen, aber gute Muſik zu verderben, das iſt nicht auszuhalten!"

Mozart und Haydn,

eine Parallele.

Muſik der Väter weckte der Söhne Tonſinn. Mozart war der Sohn eines muſikaliſchen Vaters; Haydn erweckten die Geſänge und Cyther-Accorde ſeiner ländlichen Aeltern.

Der Sohn des Muſikers, deſſen früher gepflegter Genius ſich früher entwickelte, hatte mit minder Hinderniſſen, als des Rademachers Sohn, zu kämpfen; er ſchritt früher zur Vollendung; vollendete aber auch früher.

Mozarts Genie erzogen des fröhlichen Wiens heitere Muſen. Haydn lebte zwar auch in Wien; aber ſeine Jugend verwundeten nur die Dornen der Roſen, auf denen Mozart ſich wiegte.

Mozarten führte ſein glückliches Loos nach dem Zauberlande der Heſperiden; Haydn ſein Schickſal, ernſt wie ſein ganzes Leben, nach — England.

Mozart gab der Anmuth des Südens die Kraft des Nordens. Haydn verlieh der nordiſchen Kraft ſüdliche Anmuth; Mozart der ſüdlichen Popularität nordiſche Gelehrſamkeit; Haydn der nordiſchen Gelehrſamkeit die Popularität des Südens.

Mozart bekleidet ſeine Melodieen mit der Kraft der Harmonieen; Haydn verſteckt ſeine tiefen Harmonieen unter die Roſen und Myrtengewinde ſeiner Melodieen.

Mozart ſtürmt, ein jugendlicher Held, unaufhaltſam durch Tonſtröme. Haydn wandelt gemächlich, wie der ruhige Weiſe, durch Blumengefilde erquickenden Lauben zu.

Mozart erſcheint plötzlich, prächtig und groß, majeſtätiſch wie der Blitz oder die Sonne, wenn ſie unerwartet aus dem Wolkenſchleier tritt. Haydn iſt das Anbrechen eines heitren Lenztages aus ſanftem Morgenlicht.

Haydns Genius ſucht die Breite. Mozart Höhe und Tiefe.

Haydn führt uns aus uns heraus. Mozart verſenkt uns tiefer in uns ſelbſt, und hebt uns über uns. Haydn malt daher immer mehr *objective Anſchauungen*, Mozart *ſubjective Gefühle*.

Mozart ſtarb in ſeiner ſchönſten Blüthezeit; ſein Abſchiedsgruß war ein vollendetes Meiſterwerk des höchſten Ernſtes. Haydn ſchuf als lebensſatter Greis, ein Jüngling noch an Geiſt, im Winter ſeines Erdenlebens, eine neue Schöpfung, einen neuen Frühling, einen glühenden Sommer.

In Mozarts letztem unſterblichen Werke ſpricht ſich der Charakter ſeiner früheren: hoher Ernſt in tiefer Harmonie, aus. Haydn ſchied wie er kam; noch ſeine letzten Arbeiten athmen jugendliche Fülle und Anmuth.

Digitized by Google

Ueber den Triller.

Von Häſer.

Der Triller iſt eine Manier, die im Weſentlichen darin beſteht, daß man, anſtatt des vorgeſchriebenen Tons, dieſen mit dem nächſthöhern ganzen oder halben Tone (wie die zum Grunde liegende Harmonie oder Tonart das Eine oder das Andere verlangt) mehrere Mal in ziemlicher Geſchwindigkeit abwechſeln laſſe.

Ob man mit der Hauptnote oder mit der Nebennote daſſelbe anfangen ſolle, darüber iſt man nicht allgemein einig. Die Sänger thun meiſt das Letzte. Für Inſtrumentiſten kann bald das Eine, bald das Andere das Beſſere ſeyn.

Die verſchiedenen Arten des Trillo ſind folgende: 1) Der Triller ohne Nachſchlag. 2) Der Triller mit Nachſchlag. 3) Der Triller mit Zuſatz von oben. 4) Der Triller mit Zuſatz von unten. 5) Der lange Triller, ſchwach anfangend, ſtärker werdend und leiſer aufhörend, mit Zuſatz von oben oder unten. Für die nähere Beſtimmung der Nebennoten des Trillers ſetzt man die nöthigen Zeichen über oder unter das Trillerzeichen, je nachdem ſie die obern oder untern Hülfsnoten angehen.

Wenn das Trillo ehedem eine vielleicht zu bedeutende

Digitized by Google

Rolle ſpielte und, da es auf guten und ſchlechten Takttheilen, auf ſtufenweiſe fortſchreiten und ſpringenden Noten, alſo ziemlich überall ſtehen kann, allzuhäufig gebraucht wurde, ſo wird es dagegen in neuerer Zeit, zwar nicht von den Inſtrumentiſten, wohl aber von den Sängern, mit Unrecht zu ſehr vernachläſſigt. Denn, gut (gleich, beſtimmt angeſchlagen, körnig, leicht, und in der Geſchwindigkeit, welche dem Charakter und dem Zeitmaaß des vorliegenden Muſikſtücks angemeſſen iſt) ausgeführt, ſparſam und an ſeinem Orte, z. B. in Cadenzen und Fermaten u. dergl. angebracht, iſt es von ſehr guter Wirkung.

Der Triller aber, ſo ausgeführt, wie hier verlangt wird, iſt die ſchwerſte Manier und erfordert die meiſte Uebung. Es iſt daher dem Sänger zu rathen, das Studium deſſelben ſo bald als möglich, doch nur dann erſt zu beginnen, wenn die Stimme die hierzu hinreichende Fertigkeit und völlig reine Intonation erlangt hat.

Die Erfahrung lehrt zwar, daß es mancher Stimme, aller Uebung ungeachtet, beinahe unmöglich wird, ſich ein gutes Trillo anzueignen; doch ſind dies nur ſehr ſeltene Ausnahmen, und in den meiſten Fällen kann man es ſich wohl verſchaffen, wenn man als Vorbereitung alle ſolche Manieren und Figuren übt, welche Aehnlichkeit mit dem Triller haben, und ſich im Anfange damit begnügt, den Triller nur auf denjenigen Tönen zu üben, auf denen er noch am meiſten gelingt, durch welche Uebung die Möglichkeit des Trillo auf andern Tönen ſicher vorbereitet wird; daß man anfänglich den Triller mit halber Stimme und ziemlich langſam ausführe, und nur nach und nach es mit voller Stimme verſuche, und

allmählig zu der hinlänglichen Geſchwindigkeit übergebe, die jedoch bei tiefern Stimmen immer geringer, als bei hohen, ſeyn kann. Durch ſolche Uebung bekommt man den Triller mit der Zeit gewiß in ſeine Gewalt.

Die Nichtbeachtung der hier angegebenen Regeln verleitet leicht zu einem fehlerhaften Triller, z. B. zu langſam, zu ſchnell, ungleich bewegt in der Mitte oder am Ende, zu eng oder zu weit (wenn man den Hülfston zu tief oder zu hoch nimmt, Bockstriller, trillo caprino, cavallino), indeß die ſorgſame Berückſichtigung derſelben vor allen dieſen Fehlern verwahrt und es möglich macht, den Triller nach und nach vollkommen mit verſchiedener Stärke und in verſchiedenen Bewegungen auszuführen. Und dieß iſt durchaus nöthig, wenn die beſte Wirkung erreicht werden ſoll, da in dem einen Tonſtücke oder in dem einen Locale mehr oder weniger Stärke und Geſchwindigkeit, als in dem andern erfordert werden. — Die Regel, ein ſehr langes Trillo, welches überhaupt nur äußerſt wenigen Sängern gelingt, ganz ſchwach und langſam anzufangen und crescendo und stringendo durch alle Grade bis zum fortissimo und prestissimo überzugehen, ja wohl gar umgekehrt zur erſten Stärke und Bewegung zurückzukehren, iſt wohl nur für Streich- und Taſteninſtrumente anwendbar. Sängern wird die Befolgung dieſer Regel nur bei einer ausgezeichneten Fähigkeit der Stimme zum Trillo und (ſo wie auch Bläſern) bei großer Kraft der Bruſt und nach langem ſorgfältigen Studium gelingen.

Muzio Clementi.

(Aus dem Engliſchen.)

Wir gehen an die Lebensbeſchreibung dieſes muſikaliſchen Neſtors mit mehr als gewöhnlich beſorglichem Mißtrauen. In der Geſchichte jeder Kunſt oder Wiſſenſchaft finden wir Namen, die, obgleich von verdienter, vielleicht großer Berühmtheit, wenig oder keine Ideen darbieten, die nicht genau mit ihnen ſelbſt oder ihren Werken zuſammenhängen. Eine Chronik von der Geburt, dem Tode und den Erzeugniſſen ſolcher Männer zu ſchreiben, iſt ein leichtes Unternehmen; nicht ſo die Aufgabe, das Leben und die Thaten ſolcher nicht zahlreichen Künſtler in einen beſchränkten Rahmen zu faſſen, deren Namen für Menſchenalter dem Studirenden als Zeitmarken dienen werden, den Anfang und das Ende einer Aera zu bezeichnen, — und welche unzertrennlich mit einer großen Umwälzung oder wichtigen Verbeſſerung verknüpft ſind. Unter die Letzteren gehört Clementi, der anerkannte Patriarch der Pianoforte-Schule. Wir mögen ihn als Componiſten, Spieler oder Lehrer betrachten, oder den Außenlinien ſeines Künſtlerlebens nachgehen; ſo wiſſen wir kaum, was wir mehr hervorheben ſollen, ob das, was er ſelbſt geleiſtet, oder was er vermöge

ſeines Unterrichts und geiſtigen Einfluſſes durch Andere hervorbrachte. Einige der größten Pianofortespieler unſerer Zeit, die ſich des Ruhms eigener Schüler, ja ſogar Schülers-Schüler erfreuen, ſuchen ihren Stolz darin, ihren Lehrer Clementi als den Urheber und Gründer ihrer Schule zu ſegnen. Berühmte Männer, wie Steibelt, Wölfl, Duſſek und ſogar Beethoven haben geſtanden, daß ſie ſeinen Werken verdankten, was ſie, von ihm ſelbſt durch perſönlichen Unterricht zu gewinnen, durch Umſtände verhindert waren. „Clementi," ſagt Dr. Crotſch in ſeinen Vorleſungen, „mag wohl als der Vater der Pianoforte-Muſik angeſehen werden, denn ſchon vor langer Zeit führte er die Schönheit italieniſchen Geſanges in Pianoforteſtücke ein, die durch Mannigfaltigkeit ihrer Verzierungen berechnet waren, die Kraft des Inſtruments hervorzulocken und ſowohl den Geſchmack, als auch die Fertigkeit des Spielers zu bewähren." Und in einer ſpätern Stelle deſſelben Werks, wo von der Einführung der Clementiſchen Sonaten in unſere häuslichen Muſikzirkel geſprochen wird, heißt es, daß ſolche in Verbindung mit Boccherini's und Haydn's Quartetten und Symphonieen der neuen Muſik einen Werth aufgeprägt haben, den ſelbſt viele Anbeter der alten Schule anzuerkennen geneigt ſind.

Muzio Clementi wurde 1752 in Rom geboren, wo ſein Vater emaillirte Vaſen mit erhabener Arbeit für den Kirchendienſt verfertigte. Mit Buroni, ſpäter erſtem Componiſten für die St. Peterskirche, verwandt, erhielt er von ihm den erſten Muſikunterricht in ſeinem ſechsten Jahre; im ſiebenten wurde er von dem Organiſten Cordicelli mit dem Generalbaſſe bekannt gemacht, worin er ſo erſtaunliche Fortſchritte machte, daß man ihm in ſeinem

neunten Jahre in ſeiner Vaterſtadt bereits die Stelle eines Organiſten gab. Seine nächſten Lehrer waren Santarelli, der von den Italienern für den größten Meiſter im Geſangunterrichte gehalten wird, und Carpini, der tiefſte Contrapunktiſt ſeiner Zeit in Rom. Während er unter Carpini ſtudirte, ſchrieb er, kaum 12 Jahre alt, ohne Wiſſen ſeines Lehrers eine vierſtimmige Meſſe, die von ſeinen Freunden ſo ſehr bewundert wurde, daß ſie endlich auch ſein Meiſter zu hören verlangte. Obgleich nicht ſehr zum Loben geneigt, konnte ihm doch auch Carpini ſeinen Beifall nicht verſagen, fügte jedoch, wahrſcheinlich mit Recht, hinzu, daß es weit beſſer hätte ſein können, wenn der jugendliche Componiſt ſeinen Lehrer dabei zu Rathe gezogen hätte.

Ungefähr um dieſelbe Zeit hatten die Fortſchritte des jungen Clementi auf dem Flügel, den er neben ſeinen andern Studien ſehr eifrig übte, die Aufmerkſamkeit des Hrn. Peter Beckford, der damals Italien durchreiste, auf ſich gezogen, und dieſer kunſtliebende Mann brachte Clementi's Eltern dahin, ihm die fernere Erziehung ihres Sohnes anzuvertrauen. Herr Beckford nahm ihn mit auf ſeinen Wohnſitz in Dorſetſhire, wo der Umgang mit einer ſowohl durch literariſche Bildung und Geſchmack, als auch durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Familie nicht wenig dazu beitragen mußte, ihm jenen Sinn für den ganzen Umfang ſchöner Wiſſenſchaften einzuflößen, der ihn, unabhängig von dem Studium ſeiner Kunſt, zu großen Fortſchritten in alten und neuen Sprachen, und überhaupt zu einer ausgebreiteten Bekanntſchaft mit den wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſen der Literatur führte. Der Plan des Studiums, den ein ſolcher Mann ſich machte und machen muß, um ſich von früher Jugend

an ohne Anleitung und Beiſtand einen eigenen Weg zu bahnen, würde, wenn vollſtändig dargelegt, ſo viele werthvolle Belehrung bieten, daß wir ſehr bedauern, unſeren Leſern nicht mehr als einen Umriß vorlegen zu können. Die Werke Corelli's, Alexander Scarlatti's, Paradies und Händel's waren die Quellen, aus welchen er ſeinen Unterricht ſchöpfte und ſeinen Geſchmack nährte, während er zu gleicher Zeit unermüdlich an der Ausbildung in der Behandlung des Inſtruments arbeitete, dem er ſich gewidmet hatte. Sein erſter Grundſatz war feſte und regelmäßig genaue Zumeſſung jeder Minute Zeit für die vorher dafür beſtimmte Beſchäftigung — ein Grundſatz, welcher, was auch unſer Ziel ſeyn mag, den Erfolg ſichert, ohne welchen niemals große Reſultate, weder im Studium noch im praktiſchen Thun, errungen werden. An dieſen hielt ſich Clementi, ſo jung er auch war, ſehr ſtreng; ſein Schlaf, ſeine Mahlzeiten, Erholungen und Studien hatten durchaus ihre beſtimmte Zeit und Dauer; und wenn die Ordnung durch Anforderungen ſeines Patrons an ſeine Geſellſchaftleiſtung oder an ſeine Talente zu einem Beitrage der Unterhaltung der Familie oder der Gäſte, oder auch andere zufällige Umſtände unterbrochen und ihm die Zeit für ſeine Uebungen gekürzt wurde; ſo mußten die zur Ruhe beſtimmten Stunden geopfert werden, und er benutzte dann oft die kalten Nächte zum Leſen, wenn er Licht haben konnte, oder zur Uebung auf dem Pianoforte, wenn weder Feuer noch Licht zu erhalten war. Der Erfolg entſprach aber auch ſeinem treuen Eifer; denn im 18ten Jahre übertraf er nicht allein alle ſeine Zeitgenoſſen an Fertigkeit, Geſchmack und Ausdruck, ſondern hatte auch ſchon ſein berühmtes Op. 2 componirt (obgleich erſt drei Jahre ſpäter

herausgegeben) — ein Werk, welches nach einſtimmigem Urtheile aller Muſiker mit Recht auf das Verdienſt Anſprüche hat, die Grundlage geliefert zu haben, worauf das ganze Gebäude moderner Pianoforte-Sonaten ſich ſtützt, und welches — obſchon jetzt, in Folge der ungeheueren Fortſchritte an Fingerfertigkeit in den letzten 60 Jahren, dem Talente eines mittelmäßig guten Spielers angemeſſen — zur Zeit ſeiner Entſtehung die Verzweiflung ſolcher Pianoforteſpieler wie J. C. Bach und Schröter war, welche ſich begnügten, es zu bewundern, aber jeden Verſuch ablehnten, das vorzutragen, was Profeſſor Schröter nur von dem Componiſten ſelbſt für ausführbar erklärte, oder von dem großen Wundermacher und Bezwinger aller Schwierigkeiten, dem Teufel.

Während Clementi auf dieſe Weiſe ſeine Studien betrieb, überſah er nicht, wie viele Andere, ſeiner perſönlichen Geſundheit die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die nachtheiligen Folgen einer beſtändig ſitzenden Lebensart kennend, wendete er alle Mittel an, die eine gute Diät und eine zweckmäßige Art körperlicher Bewegung darbieten, jenen entgegen zu wirken. Und dadurch erhielt er ſeinen Geiſt immer heiter und ſchwunghaft und ſeine Kräfte rüſtig zur Betreibung ſeiner Studien, ſo daß er ſelten ermüdete.

Die von ſeinem Vater für den Aufenthalt in Herrn Beckford's Hauſe beſtimmte Zeit war kaum abgelaufen, als ihn ſeine Liebe zur Unabhängigkeit bewog, ſogleich von ſeinem Wohlthäter ſich zu trennen und ſeine Laufbahn auf der Arena der Hauptſtadt zu beginnen, wo er auch ſofort für den Sitz am Flügel im Orcheſter des Königl. Theaters angenommen (d. i. Director des Orcheſters) wurde. Sein Anſehen nahm ſo ſchnell zu, daß

er bald für ſeinen Unterricht und für ſein Spiel eben ſo viel erhielt, als Bach, oder irgend einer ſeiner berühmteſten Zeitgenoſſen. — Auf Anrathen Pacchierotti's entſchloß er ſich im Jahre 1780, eine Kunſtreiſe nach dem Feſtlande anzutreten, wohin ihm ſeine Compoſitionen und ſein Ruf als großer Pianoforteſpieler lange ſchon vorausgegangen waren. In Paris, die erſte Hauptſtadt, die er beſuchte, verweilte er bis zum Sommer 1781, und ging dann über Straßburg und München nach Wien, ſich überall der Gunſt der Monarchen, der Achtung und Bewunderung der Muſiker und des enthuſiaſtiſchen Beifalls des Publikums erfreuend. An die gemeſſenen und etwas kalten Beifallsbezeigungen einer engliſchen Audienz gewöhnt, ſetzte ihn der erſte Ausbruch eines Pariſer Enthuſiasmus ſo ſehr in Staunen, daß er ſpäter oft ſcherzend bemerkte, er könne ſich in Paris kaum für denſelben Clementi als in London halten. In Wien machte er Bekanntſchaft mit Mozart, Haydn, Salieri und vielen anderen berühmten Muſikern, die ſich damals dort aufhielten. Er und Mozart ſpielten abwechſelnd vor dem Kaiſer Joſeph II., dem damaligen Erzherzoge (nachherigem Kaiſer), Paul von Rußland und deſſen Gemahlin. Eines Tages, als das kaiſerliche Trio allein gegenwärtig war, wurden Mozart und Clementi zum Spielen aufgefordert. Die Frage der Höflichkeit, wer den Anfang machen ſolle, entſchied der Kaiſer, indem er Clementi mit den, auf ſeinen Geburtsort Bezug habenden Worten: „tocca all' eglese di dar l'esempio" an das Inſtrument führte. Clementi, nachdem er eine Zeit lang präludirt hatte, ſpielte eine Sonate. Auch Mozart trug eine Sonate vor, aber ohne weitere Einleitung als den Anſchlag des Accords der Tonart. Die Erzherzogin

ſagte nachher, ihre Lehrer hätten einige Stücke für ſie geſchrieben, die ſie nicht ſpielen könne, gern aber den Effect derſelben hören möchte; und als ſie zwei davon vorzeigte, ſpielte ſogleich Clementi das eine, und Mozart das andere, vom Blatte. Darauf gab ſie ein Thema auf, nach welchem dieſe beiden großen Meiſter auf ihr Begehren abwechſelnd extemporirten zum großen Erſtaunen und Ergötzen der fürſtlichen Zuhörer. Der Plan war augenſcheinlich vorher ausgedacht und kaum gerecht gegen die großen Meiſter, die dadurch überraſcht in einen Wetteifer und zu einem Vergleiche ihrer Fähigkeiten ſich gebracht ſahen. Der Erfolg war für Beide gleich ehrenvoll, als für Männer, unter welchen kein unwürdiges Gefühl von Eiferſucht Raum fand, und eben ſo verdienſtvoll für Beide als Künſtler, deren Talente jeder noch ſo unerwarteten und ungewöhnlichen Anforderung entſprachen. (Nach einem Briefe Mozart's vom 26ſten Decbr. 1781 verhält ſich Manches etwas anders. Wir theilen das hieher Gehörige kürzlich mit. „Vorgeſtern, als den 24ſten, habe ich bei Hofe geſpielt. Es iſt noch ein Klavierſpieler hier angekommen, ein Italiener, er heißt Clementi. Dieſer war auch hinein berufen. Geſtern ſind mir für mein Spiel 50 Dukaten geſchickt worden. Nun vom Clementi. Dieſer iſt ein braver Cembaliſt, damit iſt aber auch Alles geſagt. — Er hat ſehr viele Fertigkeit in der rechten Hand — ſeine Hauptpaſſagen ſind die Terzen — übrigens hat er um keinen Kreuzer weder Geſchmack noch Empfindung — ein bloßer Mechanikus! Der Kaiſer that bei dem Concerte (nachdem wir uns genug Complimente machten) den Ausſpruch, daß Er zu ſpielen anfangen ſollte. La santa Chiesa catholica, ſagte der Kaiſer, weil Clementi ein Römer iſt. — Er

prälubirte und ſpielte eine Sonate. Dann ſagte der Kaiſer zu mir: Allons, drauf los! — Ich prälubirte und ſpielte Variationen. — Dann gab die Erzherzogin Sonaten von Paeſiello (miſerabel von ſeiner Hand geſchrieben) her, daraus mußte ich die Allegro, und er die Andante und Rondo ſpielen. — Dann nahmen wir ein Thema daraus, und führten es auf zwei Pianoforten aus.“ U. ſ. f.)

Im Laufe dieſer Reiſe hatte Clementi Mehreres componirt; in Paris ſein 5tes und 6tes Werk, und in Wien 7, 8, 9 und 10. Nach ſeiner Ankunft in London hielt er es für nothwenig, ſeine berühmte Toccata mit einer Sonate Op. 11 herauszugeben, da man in Frankreich ohne ſein Wiſſen eine ſehr fehlerhafte und erſchlichene Abſchrift zum Drucke befördert hatte. Ungefähr um dieſelbe Zeit gab er ſein Op. 12 heraus, worüber ſpäterhin Dr. Crotch und Hr. F. Wesley öffentliche Vorleſungen hielten (nämlich über die vierte Sonate). 1783 wurde der damals 14= oder 15jährige J. B. Cramer, der früher einigen Unterricht von Schröter gehabt und unter Abel den Contrapunkt ſtudirt hatte, ſein Schüler und beſuchte ihn faſt täglich, bis Clementi wieder auf kurze Zeit nach Paris ging, von wo er aber das folgende Jahr wieder zurückkehrte, und von 1784 bis 1802 ununterbrochen in London blieb, ſein Anſehen in jeder Art erweiternd. (Wir ſchalten hier etwas aus den Bruchſtücken ein, die ein Dilettant im Cramer'ſchen Magazine ziemlich unordentlich mittheilt, „als er ihn (nach Gerber) 1784 im Herbſte zu Bern kennen lernte. Nach dieſen Nachrichten ſuchte ſich damals Clementi vor den Nachſtellungen des Hrn. Colomes von Lyon zu verbergen, dem er vor Kurzem ſeine Tochter, eine der größten

Schönheiten, entführt hatte*). — Die Anzahl der von ihm während dieſer Zeit gebildeten vorzüglichen Schüler beweiſt ſeine hohe Geſchicklichkeit in der Kunſt zu unterrichten. Der unveränderliche Erfolg, der ſeine öffentlichen Leiſtungen krönte, beſtätigt ſein höchſt ausgezeichnetes Talent als Künſtler, und ſeine Compoſitionen Op. 15 bis 40, ſo wie ſeine vortreffliche „Introduction to the Art of Playing on the Pianoforte“ (Einleitung in die Kunſt des Pianoforteſpiels) ſind bleibende Beweiſe ſeines ſchöpferiſchen Genius.

Ungefähr im Jahre 1800, nach dem Falle des Hauſes Longmann und Broderip, bei denen Clementi bedeutend verlor, wurde er durch die Vorſtellungen einiger der erſten Kaufleute bewogen, den Muſikalienhandel und Pianofortefabrication zu beginnen. Eine neue Firma, mit ſeinem Namen an der Spitze, wurde ſchnell hergeſtellt, und von dieſer Zeit an verweigerte er allen Unterricht, ſeine Zeit, die ihm ſeine Studien und kaufmänniſchen Geſchäfte übrig ließen, der Vervollkommnung der Conſtruction und des Mechanismus ſeines Inſtruments widmend, deſſen allgemeine Verbreitung er vor Allen begründete. Bald nach der Entſtehung ſeines Geſchäfts arrangirte er Haydn's Oratorium: „Die Schöpfung,“ für das Pianoforte und mit engliſchen Worten.

Den Frieden benutzend, ging er im Herbſte 1802 zum dritten Male auf das Feſtland und blieb 8 Jahre lang. Er begann ſeine Reiſe in Begleitung ſeines Lieblingsſchülers Field, und fand ſeinen Stolz darin, deſſen frühzeitige Ausbildung vor dem Pariſer und Wiener Publikum hören zu laſſen. In der letzten Stadt wünſchte er ſeinen nachmals berühmteſten Schüler unter der Leitung

Digitized by Google

des berühmten Albrechtsberger zu laſſen, während er ſelbſt nach Petersburg gehen wollte. Als aber der Augenblick der Trennung kam, zeigte Field ſo viele Trauer, daß Clementi ſeinen Bitten nicht widerſtehen konnte, und ihn mit nach der ruſſiſchen Reſidenz nahm, wo er ihn bei allen ſeinen Freunden einführte und den Grund zu deſſen Glücke legte.

Zur Zeit der Ankunft Clementi's in Petersburg war der erſte Klavierlehrer daſelbſt ein junger Mann, Zeuner aus Dresden, der ſich ſogleich an ihn wandte, ihn um Unterricht und Rath in Betreibung ſeiner Kunſt erſuchte, und ſich ſo an ihn band, daß er, als Clementi Rußland verließ, alle ſeine Schüler und Bekanntſchaften in Petersburg aufgab und ſeinen Lehrer nach Berlin und von da nach Dresden begleitete, wo er blieb. Nach der Trennung von Zeuner nahm Clementi einen ſehr anſpruchloſen, aber fähigen jungen Künſtler von Dresden, Namens Klengel auf, der ihn nach Wien und im folgenden Jahre auf ſeiner Reiſe durch die Schweiz und zurück nach Berlin begleitete. Um dieſe Zeit wurde er auch mit Kalkbrenner bekannt, und trug durch ſein Meiſterſpiel in nicht geringem Grade dazu bei, deſſen damals ſehr wachſende Fähigkeiten zu nähren und heraufzuziehen.

In Berlin heirathete Clementi ſeine erſte Frau (wie ſteht es da mit jener Entführungsgeſchichte!), reiste mit ihr nach Rom Neapel, und kehrte nach Berlin zurück, wo er ſeine Gefährtin im Kindbette eines Sohnes verlor, deſſen vielverſprechende Talente und Neigungen der Stolz der ſpäteren Jahre ſeines Vaters wurden und deſſen frühes und trauriges Ende durch zufälliges Losgehen ſeiner eigenen Piſtole den hart getroffenen Vater

ſehr niederbeugte. — Um den Schmerz über den Verluſt einer geliebten Gattin zu zerſtreuen, nahm er abermals ſeine Zuflucht zum Reiſen und ging in Begleitung eines andern hoffnungsvollen Schülers Berger (der jetzt in Berlin geehrt lebt, wie Klengel in Dresden) nach Petersburg, wo er ſeinen alten Freund und Schüler Field (der jetzt wieder nach London ſich begeben hat) im Genuſſe alles deſſen wieder fand, was Ruhm und Talent geben können; er war in der That das muſikaliſche Idol der ruſſiſchen Hauptſtadt. Nach kurzem Aufenthalte daſelbſt ſtürzte Clementi ſich wieder in das Gewühl eines neu aufregenden Reiſens und ging nach Wien.

Der Tod ſeines Bruders rief ihn nun nach Rom, ſeine Familien=Angelegenheiten zu ordnen, nach deren Beſeitigung er lebhaft auf ſchnelle Rückkehr nach England bedacht war. Dieß war aber leichter gewünſcht als ausgeführt. Der Krieg hatte alle Communication ſo unterbrochen, daß er eine Zeit lang nicht einmal Remeſſen von London erhalten hatte, und, wie er einem intimen Freunde vertraute, genöthigt war, von den Schnupftabaksdoſen und Ringen zu leben, die ihm auf ſeinen Reiſen dargereicht worden waren; der Verſuch, von irgend einem Theile des Continents nach England zu kommen, war nicht allein ſchwierig, ſondern mit Gefahr verbunden. Endlich, nachdem er ſich kurze Zeit in Mailand und anderen Städten aufgehalten hatte, fand ſich im Sommer 1810 eine Gelegenheit, die er, wenn ſchon nicht ohne Wagniß, zu benutzen keinen Anſtand nahm und auch glücklich die brittiſche Küſte erreichte. Im folgenden Jahre vermählte er ſich zum zweiten Male mit

der liebenswürdigen Miß Gisborne, einer Dame von vielem Talente und großer Bildung.

Während der ganzen Periode ſeines Aufenthalts auf dem Feſtlande hatte er nur eine einzige Sonate, Op. 41, herausgegeben. Man darf aber nicht glauben, daß er im Geräuſche des Reiſens ſeinen Geiſt oder auch nur ſeine Feder ruhen ließ: im Gegentheile componirte er mehrere Symphonieen für volles Orcheſter, und machte Vorbereitungen auf ſeinen Gradus ad Parnassum. — Die erſte Herausgabe nach ſeiner Rückkehr war ein Anhang zu ſeiner Introduction to the Art of Playing on the Pianof. Nachher arrangirte er 12 große Symphonieen von Haydn, für Pianoforte, Flöte, Violine und Violoncelle; die Jahreszeiten von Haydn für Geſang und Pianoforte; Mozart's Ouverture zum Don Juan und mehrere auserleſene Stücke von Geſang-Compoſitionen deſſelben großen Meiſters.

In den Jahren 1820 und 21 gab er mehrere eigene Werke für das Pianoforte heraus; ſeine Sonate Op 46 (Kalkbrenner gewidmet); ſeine Capriccio's Op. 47; eine Phantaſie Op. 49; eine Sammlung Sonaten Op. 50 (Cherubini gewidmet) und ein Arrangement von 6 Symphonieen Mozart's für das Pianoforte mit Begleitung. Die letzten ſeiner Original-Compoſitionen zeigen nicht allein viel von der Kraft ſeiner früheren Erzeugniſſe, ſondern beweiſen auch, daß er mit dem Geſchmacke der Zeit weiter zu gehen verſtand.

In der Zwiſchenzeit gab er der muſikaliſchen Welt auch zwei Elementarbücher vom größten Werthe: ſeine praktiſche Harmonielehre, die zwiſchen 1811 bis 1815 in 4 Theilen herauskam, und ſeinen Gradus ad Parnassum in 3 Theilen (ſein Hauptwerk).

Digitized by Google

Die Rückkehr Clementi's nach ſeinem adoptirten Vaterlande wurde mit großen Erwartungen und großer Freude geſegnet, ſowohl von den Künſtlern, als vom muſikliebenden Publikum. Die ältern Kunſtfreunde, die ſich ſeiner früheren Leiſtungen erinnerten, ſahen freudig der Erneuerung hohen Vergnügens entgegen, und die jüngeren hofften, ſeinen Unterricht benutzen zu können, oder mindeſtens Gelegenheit zu erhalten, ihr Spiel durch Beobachtung eines ſo großen Meiſters verbeſſern zu können. Alle fanden ſich aber getäuſcht, denn vom Augenblick ſeiner Rückkunft an war Clementi entſchloſſen, weder Schüler zu nehmen, noch öffentlich zu ſpielen, und wir glauben, die beiden letzten Male, daß er (außer dem Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner genaueſten Freunde) gehört wurde, waren erſtens in einem der philharmoniſchen Concerte, in welchem eine Symphonie Haydn's, die zum Schluſſe einige Accorde für das Pianoforte allein enthält, ausdrücklich deßhalb gewählt worden war, um den verſammelten Künſtlern die Freude zu gewähren, ſich rühmen zu können, Clementi noch einmal gehört zu haben — und zweitens bei einem Gaſtmahle, wozu ihn der Künſtlerverein einige Zeit darauf, als ihr altes Mitglied, einlud. (Dagegen erſchien er faſt jedes Jahr in dem philharmoniſchen Vereine als Leiter deſſelben, nur nicht als Soloſpieler.) Clementi war nämlich einer der erſten Gründer der philharmoniſchen Geſellſchaft, und hat gewöhnlich alle Jahre ein Concert derſelben dirigirt. Dieſer Geſellſchaft ſchenkte er zwei ſeiner Ouverturen, deren eine am 1ſten März 1819, und die andere (größere) am 22ſten März 1824 aufgeführt wurde. In demſelben Jahre dirigirte er auch im Concert ſpirituel eine ſeiner Symphonieen.

Endlich veranlaßten Cramer und Moſcheles zu Ehren des verdienten Greiſes eine Feſtlichkeit, an der alle in London lebende Künſtler, einheimiſche und fremde, Antheil nehmen ſollten. Das feierliche Diner wurde am 17 Dezember 1827 in der Albion Tavern gehalten. Nach mancherlei Liedern (Glees) und Geſängen, und nachdem Moſcheles eine von des Gefeierten Sonaten, Herr C. Potter eine der Clementi'ſchen Capricen, und die Herren J. B. Cramer und Moſcheles ſein Duett Op. 14 auf eine ihrem Talente und der Gegenwart des Componiſten würdige Weiſe vorgetragen hatten, gab der Toaſt: „dem unſterblichen Andenken Händel's“ dem Veteran ſelbſt die Allen erwünſchte Veranlaſſung, ſich dem Inſtrumente zu nahen, um, wie der Präſident der Geſellſchaft, Sir George Smart, den entzückenden Gäſten ſchon früher angekündigt hatte, die Taſten zu berühren. Clementi iſt ſtets wegen ſeines ausgezeichneten Talentes zum Phantaſieren berühmt geweſen. Wenn er ohne Vorbereitung ſpielte, ſchien eine Phantaſie ſo unbegrenzt wie ſeine Wiſſenſchaft, und ſein Geſchmack ſo abgerundet, wie ſeine Kenntniſſe tief. Früher hatte Duſſek, als er gebeten wurde zu ſpielen, nachdem Clementi phantaſirt hatte, geäußert, „es würde Vermeſſenheit ſeyn, in demſelben Style etwas zu verſuchen; und welche Compoſition würde nicht fade erſcheinen gegen das, was man eben gehört habe!“ Auf ſeinen Reiſen wurden die größten Künſtler von ſeinem Gefühle und ſeiner Erfindung entzückt und erſtaunten über ſeine Leichtigkeit und ſeinen großen Mittel. Bei dieſer Gelegenheit erfreute er nun ſeine Freunde mit dem letzten Beweiſe, daß ſeine Phantaſie durch das Alter ungefeſſelt geblieben und ſeine Fingerfertigkeit durch die Jahre nicht

verloren gegangen war. Er wählte einen Satz aus dem erſten Orgel-Concerte Händel's und phantaſirte darüber in einem Style, daß Alle erſtaunten und diejenigen, die ihn nie hörten, kaum Worte finden konnten, ihr Entzücken auszuſprechen. Der Beifall war anhaltend, ſtürmiſch und für den Gegenſtand deſſelben faſt überwältigend. Er erklärte, es ſey der ſtolzeſte Tag ſeines Lebens. Transeat in exemplum!

So weit die hin und wieder in Nebendingen von uns zuſammenbezogene Darſtellung vom Leben und Wirken dieſes berühmten Pianofortemeiſters aus dem engliſchen Harmonicon, der wir nur noch Einiges beifügen müſſen. Das kleine Abenteuer in Lyon, das dem Künſtler ſeine Liebe zu ſchönen Frauen zuzog, hat ſeine Richtigkeit; es iſt alſo nicht ohne Grund, wenn ſeine Vermählung mit der ſchönen Deutſchen, die in dem engliſchen Aufſatze die erſte Heirath genannt wird, unſern vaterländiſchen Schriftſtellern für die zweite gilt. Auch dieſe ſeine zweite Frau, Dem. Lehmann aus Berlin, wird von Augenzeugen als ſchön und gebildet gerühmt. 1804 war er mit ihr über zwei Monate lang in Leipzig im Hauſe des ſel. Gottfried Chriſtoph Härtels, wo er ſich hauptſächlich mit Ordnen und Verbeſſern mehrer ſeiner Klavierwerke der bei Breitkopf und Härtel erſchienenen großen Sammlung beſchäftigte. Schon in dieſem Jahre wurde vielfach darüber geklagt, daß Clementi ſich nicht mehr öffentlich hören laſſen wollte. Dieſe Klage wiederholten viele Städte Italiens (wohin er mit ſeinem trefflichen Schüler, Hrn. Klengel, dem Sohne des berühmten Landſchafters und Hofmalers in Dresden ſich begeben hatte), wo er keine Note ſpielte, ſo ſehr man ihn auch bat und drängte. In Mailand hatte

Staatsbibliothek München

er 1807 ſich nicht ein Mal, privatim zu ſpielen, bewegen laſſen, ob er gleich das Klingende, und nicht bloß auf muſikaliſche Weiſe, hinlänglich liebte. Es müſſen demnach überwiegende Gründe vorhanden geweſen ſeyn, die ihn beſtimmten, ſich dem öffentlichen Concertſpiele und dem gewißen Vortheile zugleich zu entziehen. Für Aufführungen ſeiner Ouverturen und Symphonieen war er dagegen ſo ſorgfältig, als für Herausgabe ſeiner Pianoforte-Compoſitionen. Einige ſeiner Symphonieen ließ er nicht allein in London und Paris zu Gehör bringen, ſondern auch auf ſeiner letzten Reiſe 1823 in Leipzig. wo er vom Januar bis gegen Oſtern im Hauſe des ſel. Hrn. Gottfr. Chriſtoph Härtel' ſich aufhielt.

Am 9ten März 1810 ſtarb er auf ſeinem Landgute Evesham. Seiner Leiche folgten alle angeſehene Tonkünſtler der ſeemächtigen Hauptſtadt und ſeinem geehrten Andenken wurde eine würdige muſikaliſche Gedächtnißfeier gehalten.

Miscellen.

Nach Heinſius heißt Klarinettiſt: „Gellflötenbläſer." Nach der Sprachreinigung hieße Orcheſter: „Tonkunſtwerkſtätte;" alſo ein Klarinettiſt des königlichen Orcheſters: „Gellflötenbläſer der königlichen Tonkunſtwerkſtätte."

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des achten Bändchens.

Seite

1) Erster Ausflug eines [illegible], von [illegible] . . . [illegible]

2) Anekdote . . . . [illegible]

3) Vorrede zu Guhrs Schrift des Paganinischen Verfahrens . . . [illegible]

4) Miscellen . . . . [illegible]

5) Das [illegible] in Wien . . . . . . [illegible]

6) Paganinis Kunst, die Violine zu spielen . . . [illegible]

7) Worte über die Musik . . . . . . [illegible]

8) Licht und Schattenpunkte, von [illegible] . . . [illegible]

9) Paris, kurz charakterisirt . . . . . . [illegible]

10) Das musikalische Jahrhundert, von [illegible] . . . [illegible]

11) Zwei kleinere Stücke . . . . . . [illegible]

12) Paganini in Rom . . . . . . [illegible]

13) [illegible] und [illegible], von [illegible] . . . [illegible]

14) Mozart und Haydn, eine Parallele . . . [illegible]

15) Ueber den Triller, von [illegible] . . . . [illegible]

16) [illegible] Elemente . . . . [illegible]

17) Miscelle . . . . [illegible]